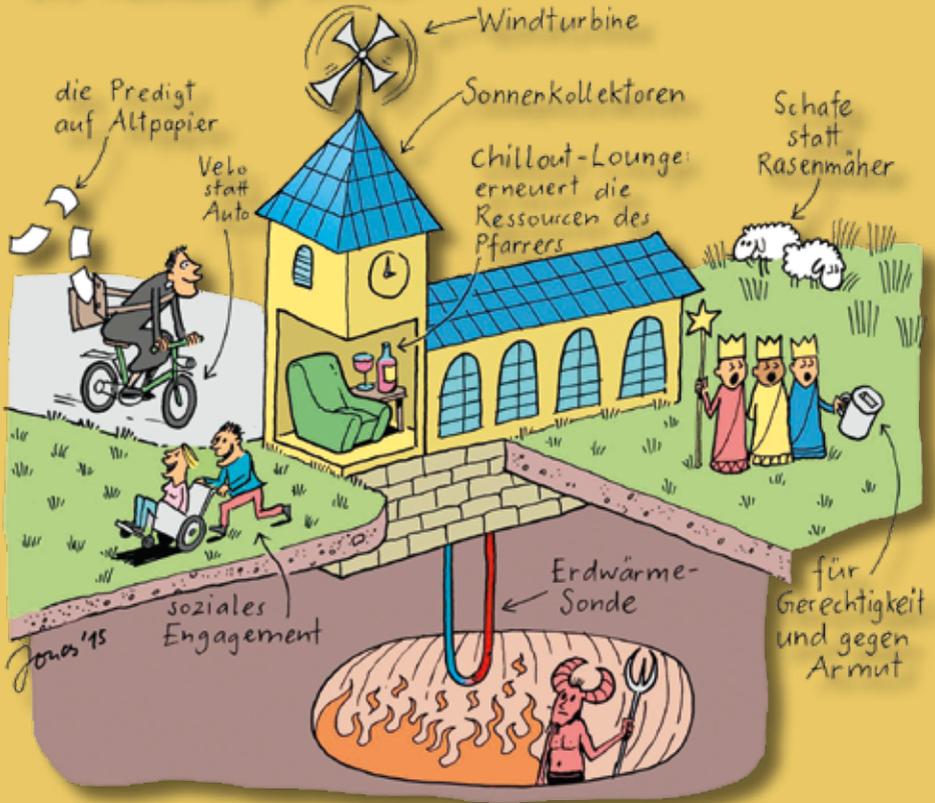


# Die nachhaltige Kirche:



## Begegnungen 4/2018

Zeitschrift der  
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft

## Inhaltsverzeichnis

Titelbild	2
<i>H. Kirchengast</i> : Die Bewahrung der Schöpfung – eine Verpflichtung für Christinnen und Christen?	3
<i>A. Wölfl</i> : Weihnachten in Sarajevo	14
<i>Th. Hofer</i> : Kommunikation und tibetische Gebärdensprache am Dach der Welt	20
<b>Berichte</b>	
Seggauoberger Familiensingwoche 2018. „Jahr 1 nach Reinhold“ ( <i>G. Pachatz, H. Schlacher</i> )	29
<i>I. Strauß</i> : Ein Höhepunkt des Jahres – die Familiensingwoche	31
<i>L. Regner</i> : Alles fließt – ein kleiner Rückblick auf die Seggauoberger Singwoche	31
<i>H. Schag</i> : Architektur-Exkursion mit Eugen Gross und Wolfgang Kapfhammer	31
<i>W. J. Pietsch</i> : Innviertel-Impressionen	41
<b>Freiwillige Helferarbeit</b>	
<i>G. Zwicker</i> : Besuchsdienst des Roten Kreuzes	45
<b>Aus der Gemeinschaft</b>	
Hohe Geburtstage im ersten Halbjahr 2019	46
Als neue Mitglieder begrüßen wir	49
Wir gedenken unserer verstorbenen Mitglieder	49
<i>W. Stern</i> : Erlebnisse aus meiner Schulzeit als Junglehrer	49
<b>Bücherhinweise</b>	
Klaus Bartels, Niklaus Peter: Nikolaus-Predigten im Fraumünster ( <i>W. J. Pietsch</i> )	55
Hermann Glettler, Michael Lehofer: Die fremde Gestalt. Gespräche über den unbequemen Jesus ( <i>Th. Stampfer</i> )	57
Erich Hackl: Am Seil ( <i>M. Kapfer-Buchberger</i> )	58
<b>Ankündiger</b>	
Adventfeier (18. Dezember 2018)	59
<i>G. Zwicker</i> : 23. Skiwoche in Osttirol (17. bis 22. Februar 2019)	60
<i>H. Schmied</i> : Wanderwoche im Lungau (14. bis 20. Juli 2019)	60
<i>R. Von der Hellen</i> : Bildungsfahrt nach Bologna und Florenz (4. bis 11. Mai 2019)	61
<b>Zu guter Letzt</b>	
<i>E. Iberer</i> : Lehrer sein	62
<i>K. Haas</i> : Roswitha Bloch – Sinn der Weihnacht	63
Offenlegung	64

## **Titelbild**

**Jonas Brühwiler: Karikatur „Nachhaltige Kirche“**

---

Nachhaltigkeit ist zur Zeit gefragt. Nicht nur in der Bewahrung der Schöpfung (Seiten 3–14), sondern auch in der Kirche geht es um die Bewahrung der Ressourcen.

Unseren Mitgliedern wünschen wir *gesegnete Weihnachten*  
und *hoffnungsfrohe Zuversicht für das neue Jahr 2019.*

Die Redaktion

## **Die Bewahrung der Schöpfung – eine Verpflichtung für Christinnen und Christen?**

**Vortrag, gehalten im Katholischen Bildungswerk Andritz**

---

Helmut Kirchengast

### **Eine Replik zur Polemik von Hans Winkler**

In einem Gastkommentar in der „Presse“ vom 22. 08. 2017 schreibt Hans Winkler unter der Überschrift „Der Weltuntergang kommt schon noch früh genug“, dass sich die katholische Kirche eine Umweltideologie aufschwätzen ließe, und benennt die „Klima-Apokalyptik“ als neue Religion. Winkler macht sich in dem Kommentar – ganz im Stile moderner Polemik – über Tierethik lustig, verniedlicht den Klimawandel und meint, dass sich die Kirche im Thema verfehlen würde, wenn sie sich nur um Umweltschutz kümmern würde. Argumentativ halte ich die Darstellung der Materie für schwach und einseitig, da sie von einem längst überholten Kirchenbild ausgeht.

So erwähnt Winkler die Zeiten der Volksmission, als auf Holzkreuzen die Aufforderung „Rette deine Seele“ zu lesen war. Heute würde dort, gäbe es die Volksmission noch, wahrscheinlich „Rette das Klima“ stehen, so Winkler. Und weiter: „... denn es geht heute in der Kirche anscheinend nicht mehr um das ewige Heil des Menschen, sondern um die angebliche Rettung der Erde. ‚Die Bewahrung der Schöpfung‘ gilt nun als der einzige Auftrag des Christentums.“ An anderer Stelle heißt es: „Wer geglaubt haben mochte, es gehe in der Kirche um Gott, die Sünde, den Tod und die Ewigkeit, erfuhr dort (*gemeint ist die Ökumenische Sommerakademie im Stift Kremsmünster zum Thema „Schöpfungsethik“ – Anm. d. Verf.*) von der Wiener Klimaforscherin Helga Kromp-Kolb, dass der eigentliche ‚Ernstfall des Glaubens‘ der Kampf gegen den Klimawandel sei.“

Winkler scheint mit seinem Kirchenbild im Mittelalter, wo es vor allem darum ging, das eigene Seelenheil mit Hilfe der Wirkmacht der Kirche zu erreichen, stecken geblieben zu sein. Dass diese Vorstellung von Kirche spätestens seit dem II. Vatikanum überholt ist, weiß Winkler sicher, aber es

kommt ihm für seine Argumentation sehr zupass, auf diese älteren Vorstellungen zurückzugreifen. Ansonsten funktionieren seine Argumente und seine Polemik nicht.

Abgesehen davon ist die Behauptung lächerlich, die Kirche befasse sich aktuell mit nichts anderem als dem „Klimaschutz“. Man hat den Eindruck, Winkler möchte als besonders kritischer Zeitgeist erscheinen, dabei verkommt er für mich zu einem grantelnden alten Herrn, dem scheinbar der Weitblick für die Zusammenhänge von Religion, Politik und Gesellschaft fehlt. Aber nicht nur Winkler, auch andere finden, die Kirche solle sich mehr um das Seelenheil der Menschen kümmern, als sich in Politik und Gesellschaft einzumischen. Doch geht das? Ist es nicht Teil des biblisch-christlichen Auftrags, sich gestaltend in die Gesellschaft einzubringen?

### **Was hat der „Klimaschutz“ mit der „Bewahrung der Schöpfung“ zu tun?**

Ist es für Christinnen und Christen einfach nur modern, für Nachhaltigkeit ein- und gegen die Erderwärmung aufzutreten? Entspricht es nur einer zeitgeistigen „grünen“ Marotte, im Namen Jesu Klimaschutz zu fordern? Oder gibt es für alle Christinnen und Christen einen biblischen – und damit grundsätzlichen – Auftrag zur „Bewahrung der Schöpfung“? Und – was ist eigentlich gemeint, wenn wir von „Bewahrung der Schöpfung“ sprechen?

Wenn im Christentum von *Schöpfung* die Rede ist, versteht man landläufig darunter die ganze Welt, die Gott geschaffen hat, die aus Gott hervorgegangen ist und die durch sein Sein am Leben erhalten wird. Alles, was Gott gemacht hat und was uns dauerhaft leben lässt, ist mit Schöpfung gemeint. In Gen. 1 wird dies in wunderschönen Bildern beschrieben: das Werden von Land und Meer, von Himmel und Erde, von Licht und Finsternis, von allem Lebendigen – Pflanzen, Tieren, Menschen – und von den Beziehungen zueinander. Sogar das Nichtstun als das sich am Seienden erfreuende Dasein hat Gott gemacht. Es gibt vor diesem Hintergrund eigentlich nichts, was nicht Teil der Schöpfung Gottes ist.

Schöpfung ist ein dynamischer Begriff, kein statischer. Er berührt alles, was mit „Leben“, „Lebendigkeit“, „Lebensmöglichkeiten“, „Entfaltungsräumen“, „Wachstum“ zu tun hat.

Andererseits ist alles, was Leben zunichtemacht, einschränkt, verunmöglicht, das Gegenteil von Schöpfung. „Bewahrung der Schöpfung“ heißt also, dafür zu sorgen, dass die Lebensgrundlagen – auf allen Ebenen (im Sozialen genauso wie in der Natur) – erhalten bleiben, vertieft und erweitert werden.

Unter diesem Gesichtspunkt ist „Klimaschutz“ nicht gleichzusetzen mit „Bewahrung der Schöpfung“, aber ein wesentlicher Teil davon. Nämlich jener Teil, der sich in besonderer Weise dem Erhalt unserer natürlichen Lebensgrundlage – des Planeten Erde – zuwendet.

Da ein ungebremster „Klimawandel“ in erheblichem Ausmaß die Lebensmöglichkeiten auf unserem Planeten verändert und einschränkt, in bestimmten Teilen der Erde sogar verunmöglicht, ist der Klimaschutz, entgegen der süffisanten Bemerkung von Winkler, tatsächlich ein Gebot der Stunde und der „Ernstfall des Glaubens“, wie es die Klimaforscherin Kromp-Kolb bei der Tagung im Stift Kremsmünster benannte.

Wer noch immer der Meinung ist, der Klimawandel sei ein herbeigeredetes „apokalyptisches“ Ereignis und man wisse ja gar nicht, ob das alles wirklich so komme – schließlich sei das alles sehr kompliziert und lasse sich nicht genau berechnen –, der lese den Weltklimabericht von 2014. Darin finden sich ausschließlich seriöse Berichte und „hard facts“, wie sich bis heute das Klima schon verändert hat. Die dortigen Prognosen sind keine billigen apokalyptischen Szenarien à la Winkler, sondern physikalischen Gesetzmäßigkeiten folgende – und teilweise unumkehrbare – Ereignisse.

Waren bisher Umweltfragen vorrangig regional begrenzte Herausforderungen (von der Abfallproblematik über den sauren Regen bis zu Tschernobyl), ist der Klimawandel eine globale. Es ist die EINE Welt, um die es geht. Die EINE Welt im doppelten Wortsinn: die einzige Welt, die wir haben, und die geeinte Welt, in der wir alle als „Menschheitsfamilie“ zusammengehören.

Im schon erwähnten ersten Buch der Bibel, dem Buch Genesis, wird am Anfang über die Entstehung der Welt berichtet. Es geht dabei nicht um die Darstellung eines physikalischen Vorganges der Weltwerdung. *Schöpfung* zielt hier auf den Sinn des Ganzen, will vor allem das *Woher*

und das *Wozu* erklären, nicht das *Wie*. Der Schöpfungsbericht will uns den Sinn unseres Daseins erschließen und welche Verantwortung uns daraus erwächst.

Dieser Bericht steht, wie schon erwähnt, ganz am Anfang der Bibel. Er ist wie eine Überschrift, eine Präambel, unter der alles Weitere gelesen und interpretiert werden muss. Die Matrix sozusagen, auf der sich unser Leben – auch heute noch – abspielt. Vier Aussagen scheinen mir hier von essentieller Bedeutung:

- 1) Wir verdanken uns und unseren Lebensraum, der uns ernährt, einem anderen. Wir haben uns und die Welt nicht selbst gemacht. Wir können unser Leben nicht aus eigener Kraft erhalten. Wir sind „verdankte“ Wesen. Wir verdanken uns einem anderen. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ lautet der erste Satz der Bibel. Wir Christen glauben, dass dieser Gott derselbe ist, der aus Liebe zu uns in Jesus von Nazareth Mensch geworden ist, um uns noch näher sein zu können und seine Liebe zu zeigen.
- 2) Gott sagt ein uneingeschränktes JA zu allen und allem, was er gemacht hat. „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut“, heißt es am Ende des sechsten Tages. Und zu ergänzen ist: Nicht das Ende des Schaffens ist die Vollendung der Schöpfung, sondern mit der Ruhe am siebten Tag erst hat Gott sein Werk vollendet.
- 3) Gott ist Liebe. Aus dieser Liebe ist alles hervorgegangen, auch der Mensch. Als sein Abbild hat er den Menschen geschaffen. „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie“, heißt es da. In Mann und Frau und ihrem Miteinander hat Gott gleichsam ein Zeichen von sich selbst in seine Schöpfung eingraviert. Aus Liebe möchte er mit seinen Geschöpfen in Beziehung bleiben. Er hat uns nicht in ein kaltes Nichts entlassen, sondern er legt seinen Segen über uns.
- 4) Gott vertraut uns seine Schöpfung an, damit wir damit gut umgehen. Und er traut uns zu, dass wir auch miteinander verantwortungsvoll umgehen. In Gen 2,15 heißt es: „Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue

und hüte.“ Er möchte, dass wir die Liebe, die er in uns hineingelegt hat, weitergeben.

Hier werden einige einwenden, es gäbe doch auch die biblische Aufforderung im ersten Kapitel des Buches Genesis: „Macht euch die Erde untertan und herrscht über sie.“ Das wäre doch geradezu der Freibrief für Ausbeutung und Unterdrückung.

Interessant ist, dass diese Redensart so in der Bibel im Wortlaut gar nicht vorkommt. Sie ist eine sehr stark verkürzte Darstellung jener Bibelstelle, die im Gesamten die Erschaffung des Menschen berichtet, und lässt diesen wichtigen Kontext völlig außen vor. Wenn man die vollständigen Verse liest (Gen 1,26–30), erkennt man, dass sich das „Herrschen“ und „Untertan-Machen“ unter jener Prämisse abspielt, dass der Mensch als *Abbild des Schöpfers* – und damit im Sinne des Schöpfers – handelt. Als solcher kann er kein Interesse daran haben, in seinem „Herrschen“ diese Schöpfung zu zerstören und kaputt zu machen. Als Abbild des Schöpfers ist er Diener des Lebens. In seinem Tun geht es um die Sicherung der Lebensgrundlagen. So gesehen können diese Verse nicht als Argument für einen rücksichtslosen Umgang mit der Schöpfung herangezogen werden. Es ist mit anderen Worten dasselbe zum Ausdruck gebracht wie in Gen 2,15.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

- 1) Alles Leben und Lebendige ist Geschenk Gottes.
- 2) Die Welt ist in ihrem Sein von Gott ganz bejaht.
- 3) Wir sind immer schon von Gott Geliebte – ohne jegliche Vorleistung. Unser Sein zu- und miteinander ist Abbild der Gegenwart Gottes in der Schöpfung. Mit anderen Worten – durch uns und unser Tun wird Gott in der Welt sichtbar und erfahrbar.
- 4) Gott will, dass wir miteinander und mit dem, was er für uns geschaffen hat, achtsam umgehen, damit wir *alle* ein gutes Leben haben.

Die Schöpfungserzählung im Buch Genesis verpflichtet uns also ganz klar zu einem verantwortungsvollen Umgang mit allem Lebendigen.

Weil unser Gott ein „Gott des Lebens“ ist, müssen auch die, die sich als Christinnen und Christen in seiner Gefolgschaft wissen, sich für das Leben und seine Grundlagen einsetzen.

### **Unser Gott ist ein „Gott des Lebens“ – für alle Menschen**

Wie sehr Gott ein „Gott des Lebens“ für alle Menschen ist, zeigt sich nicht nur im Buch Genesis, sondern in der ganzen Bibel. Exemplarisch möchte ich dies an vier biblischen Gestalten zeigen: Abraham, Mose, Ezechiel, Jesus.

**Abraham:** Abraham (*Vater der Menge/der Vielen*), der ursprünglich Abram (*der Vater ist erhaben/er ist erhaben in Bezug auf seinen Vater*) hieß, wartete zeit seines Lebens auf Nachkommen. Seine Familie war vom Aussterben bedroht. Da schenkt ihm Gott einen Sohn – Isaak (*Gott lächelt*).

Ein zweites Mal schenkt er ihm den Sohn im Rahmen der „Opferung des Isaak“. Das Leben geht weiter und die Verheißung erfüllt sich: „Ich schenke dir Nachkommen, zahlreich wie der Sand am Meer und die Sterne des Himmels.“

**Mose:** Die Ausgangssituation ist denkbar schlecht. Ein Volk, welches verklavt ist und ausgebeutet wird. Es gibt eigentlich keine Hoffnung, zumal alle männlichen Erstgeborenen getötet werden. Es geht hier um einen endgültigen Vernichtungsschlag gegen das Volk Israel. Das Volk soll ausgelöscht werden, denn ohne Männer gibt es keine *legitimen* Nachfahren mehr. Es ist der erste vieler Genozide gegen die Juden, gegen Andersgläubige. Das Hindernis erscheint unüberwindlich, die Situation ausweglos. Durch die couragierte Handlung seiner Mutter überlebt Mose und wird durch die Führung Gottes, der sich als Jahwe, als „Ich-bin-da“ offenbart, zum Retter des Volkes Israel, das er in Freiheit führt.

*Die 10 Gebote* sind eine Folge der neuen Freiheit und sollen diese schützen.

**Ezechiel:** Der Prophet Ezechiel ermutigt das gebrochene Volk Israel, das in Babylon in Gefangenschaft lebt, den Glauben an die Zukunft, an das Leben nicht zu verlieren. Eindrücklich schildert er dies in der Vision von den dünnen Knochen, die wieder Fleisch ansetzen und durch Gott zum Leben erweckt werden, in Kapitel 37.

**Jesus:** Das stärkste Zeichen und die uneinholbar tiefste Offenbarung, dass unser Gott ein „Gott des Lebens“ ist, zeigt sich in der Gestalt des Gottessohnes Jesus von Nazareth.

Jesus dient mit all seiner Kraft den lebensfördernden Umständen der Menschen: Er heilt Kranke, integriert Ausgestoßene, erweckt Tote, verweigert Gewalt, hört zu, richtet auf, geht mit. Und am Ende wird er selbst von seinem Vater aus den „Fesseln des Todes“ befreit. Es ist der letztgültige und stärkste Beweis, dass Gott das Leben will.

Jesus hat uns auch gezeigt, dass, weil Gott für uns das heile Leben will, auch wir für andere und füreinander das Leben wollen sollen. „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen“, lautet die „goldene Regel“. Und: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Der Nächste ist jeder Mensch, der in irgendeiner Form der Hilfe bedarf.

Wenn Gott für seine Schöpfung das Leben will und wir als Teil dieser Schöpfung auch füreinander Verantwortung tragen, dass dieses Leben und diese Lebensmöglichkeiten erhalten bleiben, dann sind Christen beim Klimaschutz in besonderer Weise gefordert. Geht es dabei doch um fundamentale Lebensgrundlagen, in denen der Umweltschutz in gleicher Weise anklingt wie das Thema „soziale Gerechtigkeit“, verstanden als faire Verteilung von Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten. Wir sind gerade durch die Person Jesu besonders aufgefordert, konkret „Gutes“ für eine bessere und gerechtere Welt zu tun.

### **„Gutes tun“ als Herausforderung für Christinnen und Christen**

Papst Franziskus nennt die Schöpfung in seiner Umwelt- und Sozialenzyklika *Laudato si* das „gemeinsame Haus Welt“. Wir sind als Menschen in diese unsere Welt hineingestellt und daher auch gerufen, sie nach dem Bild und Willen des Schöpfers zu gestalten. Doch dieses „gemeinsame Haus Welt“ ist heute mehr denn je gefährdet, zu verkommen und kaputt gemacht zu werden. Auch die Bibel kennt diese Gefährdungen. Sie ist sehr realistisch mit ihrem Blick auf das Leben. Deshalb folgt dem Schöpfungsbericht die Erzählung vom Sündenfall. Das heißt, das Gute – die Mehrung des

Lebendigen – ist kein Selbstläufer, es ist immer schon gefährdet durch die *Sünde* – durch das, was den Menschen aus freier Entscheidung vom Leben abtrennt und unlebendig macht. Dies ist ein bleibendes Faktum, von dem alle Menschen für alle Zeiten betroffen sind. Auch wir können uns dieser Tatsache nicht entziehen. Jeder von uns ist in diese Zusammenhänge verstrickt, und es liegt in der Verantwortung jedes Einzelnen von uns, uns für das *Gute* zu entscheiden.

Doch was ist das Gute in einer immer komplexer werdenden Welt? Wie kann ich das Gute erkennen? Wie kann ich dem Guten zum Durchbruch verhelfen?

Oft ist es leichter, vorerst das Nicht-Gute zu benennen. So zitiert Papst Franziskus den Patriarchen von Konstantinopel, Bartholomäus I., in *Laudato si* in Bezug auf unsere Umwelt folgendermaßen: „Dass Menschen die biologische Vielfalt in der göttlichen Schöpfung zerstören; dass Menschen die Unversehrtheit der Erde zerstören, indem sie Klimawandel verursachen, indem sie die Erde von ihren natürlichen Wäldern entblößen oder ihre Feuchtgebiete zerstören; dass Menschen anderen Menschen Schaden zufügen und sie krank machen, indem sie die Gewässer der Erde, ihren Boden und ihre Luft mit giftigen Substanzen verschmutzen – all das sind Sünden.“ Dass sich diese Verfehlungen nicht einfach wiedergutmachen lassen, weil die Irritationen äußerst komplex sind, hält Franziskus selbst fest, wenn er schreibt: „So sind zum Beispiel viele Vögel und Insekten, die aufgrund der von der Technologie geschaffenen und in der Landwirtschaft verwendeten Agrottoxide aussterben, für ebendiese Landwirtschaft nützlich, und ihr Verschwinden muss durch ein weiteres technologisches Eingreifen ersetzt werden, das möglicherweise neue schädliche Auswirkungen hat.“

Ich will etwas Gutes bewirken, etwas wiedergutmachen und verursache wieder neues Leid. Eine Erfahrung, die wahrscheinlich schon jeder von uns – wenn auch nur im Kleinen – gemacht hat.

Es gibt aber Haltungen und Tugenden, die uns helfen können, aus diesem Kreislauf auszubrechen. Wo wir uns in ein „neues“ Handeln einüben können. Es sind Haltungen, die ich, weil selbst bäuerlicher Herkunft, dem

landwirtschaftlichen Umfeld entnommen habe und die in enger Verbindung mit der vorhin beschriebenen „Matrix der Schöpfung“ stehen.

1) Der Acker muss bestellt werden, heißt es altmodisch. Aber was bedeutet das im Detail? Damit ich etwas ernten kann, muss ich Vorbereitungen treffen: Ich muss den Boden kultivieren, ihn durchlüften, ihn düngen, ihm Zeit geben für Regeneration, für ausreichend Feuchtigkeit sorgen, das Unkraut entfernen und die Saat einbringen. Für den Obstbauern gilt Ähnliches: Auch er kultiviert den Boden, schneidet die Bäume und Sträucher, achtet darauf, jenen Blüten Raum zu geben, die die besten Früchte tragen, versucht, Schädlinge hintanzuhalten. In all diesen Arbeiten tritt die Bäuerin/der Bauer in eine Vorleistung, ohne die Gewissheit zu haben, auch wirklich etwas zu ernten.

Doch dieses Prinzip gilt nicht nur für die Bauernschaft. Es gilt für uns alle. Gerade dann, wenn es besonders hoffnungslos und sinnlos scheint, weil die Anforderungen übergroß wirken, muss begonnen werden. Wir müssen die Ärmel aufkrepeln und loslegen, mit einem klaren Ziel vor Augen. Wir müssen in „Vorleistung“ gehen. Auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt.

Wer sät, muss nicht unbedingt ernten. Wer aber nicht sät, erntet mit Sicherheit nicht. Also lasst uns säen.

2) Wachsen und Reifen: Das Wachsen- und Reifenlassen ist ein ganz wichtiger Schritt. Es braucht Geduld und Zeit. Etwas, das in einer leistungsaffinen, schnelllebigen Gesellschaft, die gewohnt ist, alles zu machen, alles zu steuern, alles in der Hand zu haben, eine – heilsame – Ausnahme darstellt. Der Landwirt weiß, dass es nichts hilft, an den Ähren zu ziehen. Sie wachsen nicht schneller. Im Gegenteil, er würde die Pflanzen entwurzeln und die Ernte wäre damit verloren. Alles braucht seine Zeit. Ich kann nur eine möglichst gute Umgebung schaffen, wo es gute Rahmenbedingungen für Wachstum gibt, aber das Wachsen selbst kann ich nicht machen. Da muss ich vertrauen, dass es passiert. Ich muss Vertrauen ins Leben haben.

3) In der Landwirtschaft gibt es einen essentiell wichtigen Bereich, der unverfügbar bleibt und dennoch für das Ergebnis von zentraler Bedeutung

ist: das Wetter. Vor allem die steirischen Obstbauern haben das in den letzten beiden Jahren bitter erfahren müssen. Mit Hilfe des Wettersegens, wie er noch immer in Kirchen und auf Feldern gebetet wird, versuchte man über Jahrhunderte, diese Unverfügbarkeit ein wenig in den Griff zu bekommen. Er war und ist Ausdruck der Hoffnung und des Vertrauens, dass Schlimmes verhütet werden möge. Aber das Wetter lässt sich nicht beeinflussen. Und wenn es uns übel mitspielt, hilft nur die Solidarität, das Füreinander-da-Sein: in Form von nachbarschaftlicher Unterstützung, von Versicherungen, von staatlichen Hilfeleistungen. Die Antwort auf Schicksalsschläge lautet „Solidarität“.

4) Ein Landwirt muss sehr vorausschauend arbeiten. Er muss, wenn er seine Böden gesund erhalten möchte, überlegen, was er wann wo in welchem Rhythmus auspflanzt. Er muss festlegen, wie lange er die Tiere auf der Weide lässt und wie viel Futter er für den Winter auf Vorrat legt. Er musste in früheren Zeiten von seiner Nahrung etwas abzweigen und als Saatgut zurückhalten, damit er wieder etwas zum Aussäen hatte. Er musste mit den vorhandenen Ressourcen gut haushalten, sonst ging ihm früher oder später seine Lebensgrundlage verloren. In der Bibel wird diese vorausschauende Haltung als „klug“ bezeichnet. Ein sehr beeindruckendes Zeichen dieser Klugheit wird uns im Alten Testament mit Joseph, dem Traumdeuter, vor Augen gestellt. Er weiß vorausschauend den Traum des Pharaos von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen richtig zu deuten und bewahrt mit seiner Klugheit das Volk von Ägypten und die Nachbarsvölker vor einer großen Hungersnot. Wie klug, wie vorausschauend gehen wir heute mit unseren Ressourcen, mit unserer Welt um?

5) Einen letzten Punkt möchte ich noch ansprechen, der eng mit dem vorhergehenden zusammenhängt. Ein Landwirt musste sich früher mit dem zufriedengeben, was er hatte, wenn er überleben wollte. Er musste sich in Verbindung mit seinem vorausschauenden Handeln bescheiden, er konnte nicht immer alles bis aufs Letzte ausreizen. Bescheiden musste er sich aber auch in Bezug auf die Nahrungsmittel, die ihm das Jahr über zur Verfügung standen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als im

Winter Wintergemüse zu essen, eingelagertes Obst und anderes, was länger haltbar war. Da gab es keine Tomaten, Frischsalat und Erdbeeren. Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Es ist gut, dass wir heute nicht mehr in so bedrängten Verhältnissen leben müssen und dass es eine Vielfalt gibt, aus der wir wählen können. Aber: Es führt kein Weg an einer Selbstbeschränkung vorbei, besonders in der westlichen Welt, wenn wir auf unserem Planeten gut überleben wollen und ALLE Menschen etwas davon haben sollen – nicht nur die 10% in Europa und Nordamerika. Wenn alle Menschen in Asien so viele Hamburger essen wollten, wie die Menschen in den USA es aktuell tun, dann würde die gesamte Ackerbaufläche weltweit, die es aktuell gibt, nicht für die Produktion der Futtermittel reichen, die notwendig wäre, um die entsprechende Anzahl an Rindern zu mästen.

Zusammenfassend lässt sich sagen:

Um das Gute zu tun, brauchen wir:

- 1) Ziele und den Mut, uns auf den Weg zu machen, ohne Gewissheit, aber mit dem Vertrauen anzukommen.
- 2) Beim Unterwegssein haben wir nicht alles in der Hand, manches müssen wir im Vertrauen – auf Gott – loslassen.
- 3) Es gibt eine Unverfügbarkeit, vor der wir uns nur durch Solidarität und Gottvertrauen schützen können.
- 4) Wir müssen vorausschauend denken und handeln.
- 5) Selbstbeschränkung ist für uns in der westlichen Welt unverzichtbar, da es um ein gutes Leben für ALLE Menschen geht.

### **Abschließendes**

„Schöpfungsverantwortung“ ist kein Verzichtprogramm. Wer nachhaltig und schöpfungsverantwortlich lebt, muss eigentlich auf nichts verzichten. In Wirklichkeit gewinnt er ein deutliches „Mehr“ an Lebensqualität: sauberere Luft, reineres Wasser, stabileres Klima, gesündere Umwelt, qualitativere Lebensmittel, zufriedeneres Dasein, gerechteres Miteinander, Zeit für andere und für Gott.

Und „Schöpfungsverantwortung“ ist keine Marotte unserer „grünen“ Zeit, sondern genuiner Auftrag für jede Christin und jeden Christen. Frei nach Genesis 1,27–28 gilt:

*„Gott schuf die Frau.  
Gott schuf den Mann.  
Als sein Abbild schuf er sie.  
Und er sprach zu ihnen: Seid gut zueinander und stiftet Leben.  
Hütet meine Schöpfung.  
Es ist euer Paradies.“*

Helmut Kirchengast ist Ombudsmann in der Kirchenbeitragsstelle der Katholischen Kirche Steiermark.

## **Weihnachten in Bosnien: „Das Glück anderer ist immer das eigene Glück“**

Adelheid Wölfl aus Sarajevo, 24. Dezember 2017

**Zusammenleben funktioniert, wenn keine Religion dominiert oder missioniert, sondern den „Gott im Glauben der anderen“ respektiert**

„Wenn Weihnachten war, sind wir immer zuerst zu Boro und dann erst in die Schule gegangen.“ Asim P., ein Muslim, kann sich noch erinnern, wie er als Kind in der Herzegowina bei seinem orthodoxen Freund eingeladen war, um Keške zu essen – ein Hühnerfleischgericht. In Bosnien-Herzegowina war die Tradition, die Feste Andersgläubiger mitzufeiern, weit verbreitet. Auch heute noch beglückwünscht man sich wechselseitig per SMS zu Bajram, Ostern, Chanukka oder Weihnachten.

In Bosnien-Herzegowina leben seit Jahrhunderten Muslime, orthodoxe und katholische Christen und Juden nahe beieinander. Das Land ist in diesem Sinne beispielhaft für Europa. Im Schlechten wie im Guten. Seit dem Krieg (1992–1995) gibt es Gemeinden, in denen der Hass zwischen Christen und Muslimen stärker ist als irgendwo sonst, aber es gibt auch Orte und Zeitpunkte, wo man sich näher kommt als anderswo.

### **Christbaumschmuck mit muslimischen Namen**

Die Koexistenz führt auch zu unbewussten Imitationen. In dem kleinen Balkanland kann man heute Christbaumschmuck mit muslimischen Namen kaufen. Die Art und Weise, wie sich Christen mancherorts beim Gebet bis zum Boden beugen oder über das Gesicht streichen, erinnert an Muslime. Auf bosnischen muslimischen Gräbern sind wiederum – wie bei Christen – sowohl die Namen auf den Grabsteinen eingraviert als auch Kerzen oder Blumen zu finden, etwas, was Muslime anderswo nicht machen.

„Mein Patenonkel, ein Katholik, hat mich immer mit ‚Salam‘ begrüßt“, erinnert sich Asim an seine Jugend. Während des Kommunismus erledigten Muslime – wenn die Christen Weihnachten feierten – oft deren Arbeit, damit die Christen frei hatten, was offiziell nicht möglich war. Wenn die christlichen Kinder an diesen Tagen in der Schule fehlten, wurde das von allen akzeptiert.

### **Imame kommen in die Kirche**

„Wir haben die Mechanismen des Zusammenlebens gelernt, und wenn die drei, vier Religionen hier feiern, dann partizipieren die anderen“, erklärt der katholische Theologe Ivan Marković. Traditionell besucht man die Nachbarn, die eine andere Konfession haben, am zweiten Tag nach dem Feiertag. Marković ruft zu Weihnachten befreundete Imame an, damit sie in die Kirche kommen und den Christen gratulieren – meist tun sie das nach der Predigt. „Am wichtigsten ist, dass das die religiösen Führer in den lokalen Gemeinden machen, denn dort beten die Menschen, dort geschieht Religion.“

Marković selbst feiert auch Bajram. „Heuer war ich in der Moschee, und die Muslime freuten sich, weil sie mich im franziskanischen Habit sahen“, erzählt er. Der Grund für wechselseitigen Respekt komme daher, dass man den „Gott im Glauben des anderen“ anerkenne, denkt er. „Der Krieg war ein Versuch, dieses positive Gesicht von Bosnien zu töten, das Land zu teilen.“ Das sei zwar nicht gelungen, aber natürlich hätten sich die Beziehungen verschlechtert.

### **Herde statt Gemeinde**

Leute, die vorher füreinander ihr Leben gegeben hätten, seien im Krieg aufeinander losgegangen. Marković erklärt das so: „Wenn die Angst stark ist, fliehen die Menschen in die Gruppe. Dann sind sie nicht mehr Teil einer Gemeinde, sondern werden zur Herde.“ Die Nationalisten würden mit dieser Angst, die entmenschliche und zerstöre, operieren. „Angst zu erzeugen, ist teuflisch und gottlos. Sie ist das Geheimnis aller Konflikte.“ Marković denkt deshalb, dass „Angst wissenschaftlich noch besser analysiert werden muss“.

Bosnien-Herzegowina habe auch ein „negatives Gesicht“, meint er. Immer wenn eine Gruppe vorgeherrscht habe, überlegen gewesen sei und versucht habe, die anderen zu ihrem Glauben zu bekehren, hätten die anderen Verteidigungsmechanismen entwickelt, sagt der Mann mit dem grauen Schnurrbart und den freundlichen Augen.

### **Nicht dominieren, nicht missionieren**

Wenn man von Bosnien-Herzegowina in diesem Sinne etwas lernen kann, dann wohl am ehesten, dass Zusammenleben nur dann funktioniert, wenn keine Religionsgruppe dominiert oder missioniert, sondern wenn man sich zurücknimmt und die Eigeninteressen nicht in Sondergenehmigungen umwandelt, die andere misstrauisch machen und Neid fördern.

Der islamische Theologe Muhamed Fazlović, der sich bei seinem Studium an der Gregorianischen Universität in Rom auf das Christentum spezialisiert hat, zitiert eine Koran-Sure, in der Muslime aufgefordert werden,

Gemeinsamkeiten mit den anderen zu suchen. „Oh Volk der Schrift, kommt herbei zu einem Wort, das gleich ist zwischen uns und euch“, heißt es da. Als „Volk der Schrift“ oder „Volk des Buches“ bezeichnet man im Islam auch Juden und Christen. Fazlović kennt unzählige Beispiele, wo sich Christentum und Islam treffen. Etwa wenn es um Christi Geburt geht.

### **„Es ist mir ein Leichtes“**

Auch im Koran fragt Maria den Erzengel Gabriel, wie das möglich sein könne, dass sie ein Kind empfangt, „wo mich doch kein Mann berührt hat“. Der Engel lässt Gott daraufhin mit dem Satz „Es ist mir ein Leichtes“ zu Wort kommen. Das soll wohl vor allem Gottes Allmacht verdeutlichen. Über Jesus sagt er ähnlich entschlossen: „Wir machen ihn zu einem Zeichen für die Menschen, weil wir Barmherzigkeit erweisen wollen, und dies ist eine beschlossene Sache.“

Maria verlässt dem Koran zufolge ganz allein ihre Familie und geht an einen „östlichen Ort“, weil sie Angst hat, als unverheiratete schwangere Frau gesteinigt zu werden. Als sie Wehen bekommt, sagt sie: „Oh, wäre ich doch zuvor gestorben und wäre ganz und gar vergessen!“ Gott macht sie daraufhin auf die Datteln aufmerksam, die von der Palme fallen, unter der sie sitzt, und auf ein Rinnsal neben ihr. Das Wasser ermöglicht ihr, die Geburt mütterseelenallein zu überleben.

### **Diener Allahs**

Als sie mit dem Kind zurück zu ihrer Familie kommt, sagen ihre Verwandten allerdings empört: „Oh Maria, du hast etwas Unerhörtes getan.“ Sie schweigt und zeigt nur auf Jesus. Die Verwandten meinen: „Wie sollen wir zu einem reden, der noch ein Kind in der Wiege ist?“ Da sagt Jesus: „Ich bin ein Diener Allahs. Er hat mir das Buch gegeben und mich zu einem Propheten gemacht.“ Das überzeugte offensichtlich.

„Der Islam ist die einzige nichtchristliche Religion, die an die unbefleckte Empfängnis glaubt“, erklärt Fazlović, der an der Islamischen Fakultät in Sarajevo unterrichtet, die Sure und verweist auf „die tiefe Verbindung“ zwischen den beiden Religionen. Im Islam gehe es um das Wunder, dass

Jesus, ohne gezeugt worden zu sein, zur Welt kam. Jesus ist in der islamischen Glaubenslehre neben Moses, David und Mohammed einer der vier wichtigsten Propheten. Interessant ist auch, dass Maria für Muslime und Katholiken ähnlich wichtig ist, anders etwa als für Protestanten.

### **Besuch der Priester zum Fastenbrechen**

Fazlović pflegt den Kontakt zu Lehrern anderer Religionen – man kennt sich aus dem Schulunterricht. Der junge Wissenschaftler berichtet, dass Priester zu den Imamen zum Fastenbrechen (Iftar) während des Ramadans zu Besuch kommen. Die Gemeindeverwaltung von Kostajnica – in dem mehrheitlich von Orthodoxen bewohnten bosnischen Landesteil Republika Srpska – sponsert sogar das Fastenbrechen für Muslime vor der Moschee. In Bosnien-Herzegowina gratulieren einander auch die obersten Vertreter der orthodoxen, katholischen, islamischen und jüdischen Gemeinden zu den Festtagen.

Fazlović, der den bosnischen Großmufti zu den Beziehungen zu Kirchen und religiösen Gemeinschaften berät, erzählt von einer Fatwa, die vor kurzem verfasst wurde, bei der es darum ging, ob es für Muslime richtig sei, Christen zu deren Feiertagen religiöse Wünsche zu übermitteln. Der bosnische Rat der Muftis kam zum Schluss, dass es sich nicht um eine Glaubensfrage, sondern um eine Respektbezeugung handelt, die die interreligiösen Beziehungen fördert. So werden die Glückwünsche von den Muftis sogar empfohlen. Fazlović verweist dabei darauf, dass auch Mohammed christliche Delegationen in der Moschee empfangen habe.

### **Treffpunkt vor der Kathedrale**

Er weiß auch von einer Viber-Gruppe eines befreundeten Katholiken, der seinen muslimischen Freunden zu Bajram eine Gruppenbotschaft schickt. „Unter Tito war das eine Konvention, heute machen das die Leute bewusst“, sagt er. In Sarajevo, einer mehrheitlich muslimischen Stadt, treffen sich am 24. Dezember Leute – auch Muslime – gegen Mitternacht vor der katholischen Kathedrale. Das hat weniger mit Religion als mit den Gepflogen-

heiten in der Stadt zu tun. Man will reden, sich austauschen, ein wenig feiern. Aber es gibt auch Muslime, die Katholiken in die Christmette begleiten.

Ivan Šarčević, der Guardian des Franziskanerklosters Heiliger Anton in Sarajevo, möchte allerdings, wenn es um diese bosnische Tradition geht, nicht „in das Mantra der oberflächlichen Toleranz verfallen“. Seit dem Krieg habe die Tradition stark abgenommen. Und es sei ohnehin nicht richtig, „sich umzusehen, wer da betet“. In seine Kirche kommen aber nicht nur zu Weihnachten Muslime. Zuweilen ist dort zu sehen, wie sie den heiligen Anton oder Maria verehren.

### **Gemeinsame Freude**

Die Franziskaner in der rotbemalten Kirche neben der Brauerei sind in ganz Bosnien-Herzegowina für ihre besondere Offenheit bekannt. Nach der Christmette wird mit allen, die da sind, ein wenig mit Essen, Wein und Schnaps gefeiert. Šarčević hält vor allem die gemeinsame Freude für wichtig, wenn es um das Zusammenleben der Religionen geht. „Das Glück der anderen ist immer das eigene Glück“, sagt er.

Weihnachten ist jedenfalls für alle Bosnier, egal welchen Religionsbekenntnisses, ein Anlass zum Feiern, denn dann kommt die Diaspora aus dem Ausland, und man besucht Nachbarn und Familien. Und nicht nur im Advent kann man in der bosnischen Hauptstadt sakrale Lieder aller Religionen hören.

Der Franziskaner Marković hat nach dem Krieg einen Chor gegründet, in dem etwa 50 Bosnier, Christen, Muslime, Juden und Atheisten, singen. Der Chor Pontanima – Brücke der Seele – beschäftigt sich mit allen konfessionellen Traditionen. Die Texte sind Hebräisch, Arabisch, Bosnisch, Altkirchenslawisch, Lateinisch und Ladino – die Sprache der sephardischen Juden, die im 15. Jahrhundert nach Bosnien geflüchtet sind.

### **choir pontanima**

Marković spricht von einer „Sinfonie der Religionen“. Er setzt auf den „Verfremdungseffekt“, den Bertolt Brecht beschrieb, um den Menschen zu

ermöglichen, eine ungewöhnliche Perspektive einzunehmen und Stereotype zubrechen. Das geschieht etwa, wenn Pontanima im Advent das arabisch-islamische Lied „Salla Alejke Allahu“ vorträgt. „Danke Allah, Du gabst mir diesen zarten, bezaubernden Buben! Bereits in der Wiege hat er alle Neugeborenen übertroffen“, heißt es da.

Adelheid Wöfl, Korrespondentin für Südosteuropa der Zeitung „Standard“ (Wien) aus Sarajevo, 24. 12. 2017.

## Kommunikation und tibetische Gebärdensprache am Dach der Welt

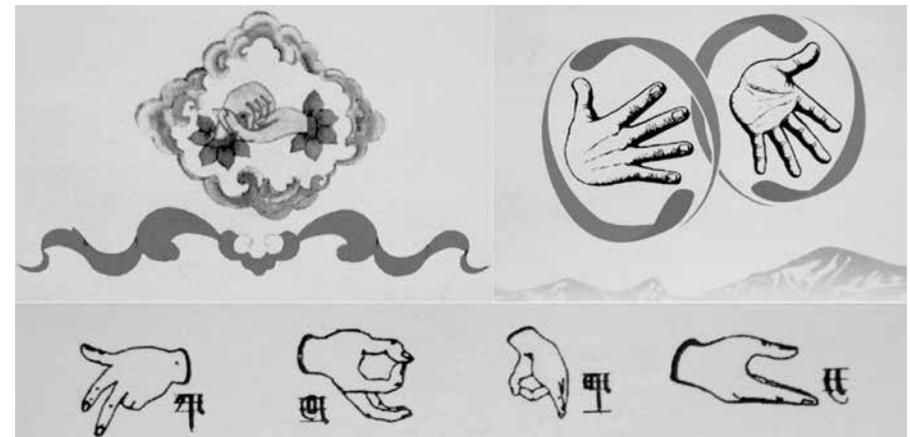
Theresia Hofer



Als ich im Sommer 2007 mit einer tibetischen Bekannten in einem überfüllten öffentlichen Bus in Lhasa stand und draußen die mir vertrauten Straßenszenen vorbeizogen, sprach sie ganz frei von der Leber weg, dass es ihr lieber wäre, wenn alle Chinesen aus Tibet wieder abziehen würden. Sie fügte hinzu, dass wir Europäer allerdings sehr willkommen seien. Hätte meine Bekannte mir dies nicht in tibetischer Gebärdensprache, sondern in tibetischer oder chinesischer Lautsprache

kommuniziert, hätte sie ziemlich sicher auf die eine oder andere Art Probleme mit der Polizei oder deren weit verbreitetem Netzwerk von Spitzeln bekommen.

Dieser Vorfall hat mich fasziniert und zum Denken angeregt. Konnte es sein, dass mit dem Gebrauch der lokalen Gebärdensprache, welche gerade noch in den Kinderschuhen steckte, die Möglichkeit bestand, aus dem sonst jegliche Kritik erstickenden Überwachungsstaat auszubrechen? Konnte der Verlust des Hörens, welcher ja landläufig als Behinderung angesehen wird, auch Vorteile haben? Und überhaupt, wie kann es sein, dass im Zeitalter aussterbender Sprachen plötzlich eine „neue“ Sprache entsteht? Ich begann daraufhin bald ein neues sozialanthropologisches Forschungsprojekt an der University of Oxford. Mich interessierte sowohl, welche Bedeutung die tibetische Gebärdensprache (kurz TSL, stehend für Tibetan Sign Language) für Gehörlose in Lhasa hat, als auch die politischsoziale Dynamik einer „neuen“ tibetischen Sprache im Kontext des zeitgenössischen chinesischen Nationalismus. Das interessierte mich unter anderem auch deshalb, weil ich schon bei früheren Forschungsaufenthalten erfahren hatte, dass gehörlose Menschen in Tibet meist aufgrund der medizinischen Verabreichung veralteter oder falsch dosierter Antibiotika für ganz harmlose Bauchschmerzen oder leichtes Fieber im frühen Kindesalter das Gehör verloren hatten. Daher war auch die Anzahl der Gehörlosen in Tibet überdurchschnittlich hoch. Methoden für das Projekt inkludierten das Erlernen der tibetischen



Gebärdensprache, die Videodokumentation ihres täglichen Gebrauchs und ein Jahr ethnologische Feldforschung mit Gehörlosen und deren Familien und Kollegen. Ich hoffte auch auf die Erlaubnis, regelmäßig die Gehörlosenschule in Lhasa, der nominellen Hauptstadt des „Autonomen Gebiets Tibet“ (TAR) in China zu besuchen.

Erstmals im Jahr 2000 erwähnt und 2004 in den offiziellen chinesischen Staatsmedien als „erste Minderheiten-Gebärdensprache“ der Volksrepublik anerkannt, entstand die tibetische Gebärdensprache in den späten 1990er Jahren in Lhasa. Wie auf der ganzen Welt hatten tibetische Gehörlose natürlich schon zuvor ihre visuell-körperliche Kommunikation unter sich und mit ihren hörenden Familienmitgliedern, Nachbarn und anderen Leuten entwickelt und verschiedenen Umständen angepasst. Allerdings eröffnen diese in der englischen Literatur sogenannten „kitchen signs“, also „Küchengebärdensprache“, oder „home signs“, also „Hausgebärdensprache“, doch oft nur begrenzte Möglichkeiten des Ausdrucks, vor allem für Kontexte formellerer Schulbildung. Die hat ja im Zuge des chinesischen Nationalismus in Tibet massiv Einzug gehalten. Im Gegensatz zu vielen gehörlosen Menschen in Europa, die zumindest teilweise in reguläre oder Gehörlosen-Schulen gehen bzw. heute oft Cochlea-Implantate (CI) tragen, verlassen sich in Lhasa nur wenige gehörlose Menschen ganz auf das Lippenlesen. Sie haben dafür oft nicht genügend von jeglicher Sprache erlernt, egal ob Tibetisch oder Chinesisch. Und noch weniger tragen Hörapparate, da diese wegen technischer Mängel oder aufgrund des Grades der Ertaubung meist schon nach kurzer Zeit für immer abgelegt werden.

Der Traum einer kleinen Gruppe tibetischer Gehörloser, die im Jahr 2000 von einer belgischen NGO zur Zusammenarbeit vor Ort zusammengebracht worden waren, war es, ihre vielfältigen Sprachformen (das heißt, die nicht standardisierten Küchengebärdensprachen und Teile des Gestenrepertoires, welches von Tibetern, hörend oder nicht, geteilt wird) zu dokumentieren und zu formalisieren. Sie wollten, auch im Sinne der internationalen Gehörlosenbewegung, mit der sie durch die belgische NGO erstmals in Kontakt kamen, die Möglichkeit schaffen, die tibetische Gebärdensprache in der Gehörlosensprachebildung zu verwenden, um Gehörlosen erstmals Lese- und

Schreibfähigkeit im Tibetischen zu ermöglichen. Ein weiteres Ziel des tibetischen Gebärdenspracheprojekts – beschrieben in einer der ersten Ausgaben eines dreiteiligen tibetischen Gebärdensprache-„Wörterbuches“ vom Jahr 2005 – war es, TSL als eine Art *Lingua franca* für tibetische Gehörlose in ganz Tibet zu entwickeln, also auch deren Gebrauch jenseits von Lhasa und dem Autonomen Gebiet Tibets zu ermöglichen. „Formalisierung“ bedeutete hier, aus der Vielzahl der verwendeten Gebärden auszuwählen und diese in Videolexikas, später „Wörterbüchern“ mit Zeichnungen und Fotos, zu dokumentieren und damit zu standardisieren. In diesem Fall sollte dies nicht als von oben oktroyiertes Standardisierungsprojekt durchgezogen werden (wie es z. B. bei der Schaffung der chinesischen Gebärdensprache oder einer überregionalen arabischen Gebärdensprache der Fall war), sondern es sollte ein Projekt werden, mit dem sich Tibeter, die gerne Gebärdensprache verwenden, identifizieren und überhaupt selbst die Verantwortung für deren Zukunft übernehmen können.

Im gleichen Jahr wurde auch die erste staatliche Gehörlosenschule in Lhasa eröffnet. Sieben Schülerinnen und Schüler und ebenso viele Lehrer wurden rekrutiert. Der Lehrkörper hatte im Jahr zuvor in Peking eine einjährige Ausbildung in allgemeiner Sonderpädagogik erhalten und lernte dort unter anderem auch die sogenannte chinesische Gebärdensprache (oder CSL für Chinese Sign Language) kennen. Es bestand allerdings wenig gegenseitiger Austausch zwischen den Tibetern, die im NGO-geförderten Projekt involviert waren, einerseits und den hörenden Lehrern der staatlichen Schule andererseits.

Von den ersten Standardisierungsprojekten im Peking der 1950er Jahre an orientiert sich die chinesische Gebärdensprache an der chinesischen Schrift- und Lautsprache. Sie ist daher keine natürlich unter Gehörlosen gewachsene, indigene Gebärdensprache. In einer bestimmten Form wird sie auch heute noch in Lhasa vom fast ausschließlich hörenden Lehrkörper in der inzwischen weit größeren Gehörlosenschule verwendet, als Zusatz zum großteils oralen Unterricht. In der ganzen Volksrepublik kommt sie sowohl im nationalen Netz der Gehörlosenschulen zum Einsatz als auch im Fernsehdolmetschen. Aber Studien haben gezeigt, dass

chinesische Gehörlose Letzteres selbst überhaupt nicht verstehen und mitverfolgen können. Sie verwenden nämlich unter sich entweder gar keine formelle Gebärdensprache oder eben eine der natürlich gewachsenen, lokalen chinesischen Gebärdensprachen, wie z.B. die Peking- oder Shanghai-Gebärdensprache, oder auch die erwähnten „Hausgebärden“.

Als gehörlose tibetische Kinder im Jahr 2000 zum ersten Mal in der neuen Gehörlosenschule in Lhasa eingeschult wurden, kamen sie meist zum allerersten Mal mit einer Gebärdensprache in Kontakt, nicht jedoch mit der neuen tibetischen Gebärdensprache. In der Schule war dann von Anfang an auch klar, dass die Orientierung der Ausbildung nach China und Peking ausgerichtet war – der Gebrauch der CSL sollte Lesen und Schreiben des Chinesischen ermöglichen, nach Auffassung der Schulleitung die größte „Zivilisationsleistung“, die ein gehörloses tibetisches Kind erbringen konnte.

Außerhalb der Klassenzimmer, im Pausenhof und in den Schlafsälen (die Schule war und ist bis heute ein Internat), fanden die Kinder allerdings ihre eigenen Formen der Kommunikation, welche „offizielle“ Gebärden der CSL mit ihren eigenen, natürlichen – eher an die tibetische Gebärdensprache angelehnten – Gesten verband. In so einem Ambiente ist das Konzept einer klar abgegrenzten „Gebärdensprache“ eigentlich hinfällig, und Sprachforscher sprechen vom Phänomen des „*Translanguaging*“: es bezeichnet Kommunikation, die über definierte Sprachgrenzen bzw. Sprachmodalitäten hinausgeht – also weder Schrift- noch Laut-, weder gebärdete noch lippengelesene Kommunikationsform ist. Auch das Aufschreiben von Wörtern bei Missverständnissen, das Zeigen auf Objekte und die Umgebungen spielen beim *Translanguaging* bei Gehörlosen weltweit eine bedeutende Rolle. Dazu kommt heute natürlich auch noch die Verwendung von Mobiltelefonen, nicht zuletzt als Schreib- oder Zeichenunterlage und für Videotelefonate.

Das Phänomen, dass gehörlose Kinder im Pausenhof von Gehörlosenschulen ihre eigene Sprache entwickeln, wird aus aller Welt berichtet. Der bekannteste Fall ist der der ersten Gehörlosenschule Nicaraguas im Managua der 1960er Jahre, wo mit der Zeit aus der Kommunikation der Kinder

sogar die nationale Gebärdensprache Nicaraguas wurde, die *Idioma de Señas de Nicaragua* (ISN).

Die tibetische Gebärdensprache kam im normalen Unterricht in der Gehörlosenschule in Lhasa noch nicht zum Einsatz. Erst einige Jahre nach der Schulgründung durften Freiwillige des NGO-Projekts an schulfreien Samstagen die tibetische Gebärdensprache zusammen mit tibetischer Schriftsprache dort für einige Stunden unterrichten. Die Kinder waren ganz begeistert, erstmals gehörlose Lehrer/innen zu haben und solche, die sie noch dazu dafür lobten, wenn sie gebärdeten. Ansonsten wurde unter der Woche meist nur in chinesischer Lautsprache unterrichtet, unterstützt vom Schul-CSL und womit auch immer man sich behelfen konnte. Aus der TSL kommt in der Schule auch seither einzig und alleine das tibetische Fingeralphabet im obligatorischen täglichen Tibetisch-Unterricht zur Anwendung.

Das Thema Zweisprachigkeit in der Gehörlosenpädagogik ist in aller Welt ein Thema. Die Literatur ist allerdings fast immer nur auf Beispiele aus Europa oder den Vereinigten Staaten beschränkt und betrifft meist die Zweisprachigkeit einer (nationalen) Gebärdensprache und einer Lautsprache. In Tibet und vielen Ländern des globalen Südens kann die Gebärdensprachvielfalt allerdings höher sein. So liest man z.B. in der anthropologischen Doktorarbeit der selbst gehörlosen belgischen Sozialwissenschaftlerin Dr. Annelies Kusters und in ihrem daraufhin erschienenen Buch, dass in Ghana in einem Dorf mit hohem Anteil gehörloser Menschen die Kinder mindestens zwei Gebärdensprachen beherrschen, weil sie auch in eine städtische Gehörlosenschule gehen, wo die ghanaische Gebärdensprache (GSL) verwendet wird. Die Autorin selbst ist Beweis dafür, dass auch in Teilen Europas mit zunehmender Mobilität von Gehörlosen kultur- und sprachübergreifende Familienkonstellationen entstehen und somit die Sprachenvielfalt bei Gehörlosen steigt. Dr. Kusters beherrscht selbst sowohl über fünf verschiedene Gebärdensprachen (VGT [*Vlaamse Gebarentaal*, also die belgische Gebärdensprache], BSL [British Sign Language], ASL [American Sign Language], IS [International Sign], AdaSL [Adamoroboe Sign language] und ISL [Indian Sign Language]) als auch

Belgisch, Englisch und einige andere europäische Sprachen. In Lhasa allerdings spielen die „nationale“ (aber künstlich kreierte) chinesische Gebärdensprache und die tibetische „Minderheiten“-Gebärdensprache eine Rolle, dazu aber auch noch die tibetische und chinesische Schrift- und Lautsprache.

In Tibet ist die regionale Sprachautonomie ein stark politisch besetztes und sensibles Thema. Es steht für Tibeter in enger Verbindung zu Vorstellungen zur tibetischen Identität, Kultur und Geschichte, während die chinesische Regierung genau diese nach ihrem Belieben zu definieren versucht. Daher bestand auch der ursprüngliche Wunsch einiger tibetischer Gehörloser und der internationalen NGO, gehörlose Kinder nicht nur im Chinesischen und der chinesischen Gebärdensprache zu unterrichten, sondern diesen auch Tibetisch, eben via TSL, beizubringen, um sie in allgemeinere tibetische Gesellschafts- und kulturelle Vorstellungen einzubetten. Die TSL ist laut meinen Studien definitiv der erfolgreichste Weg, die tibetische Sprache zu erlernen, denn auch hier steht die Gebärdensprache mit der sie umgebenden tibetischen Laut- und Schriftsprache in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis. Und ich bin mir sicher, dass, wenn der chinesische Direktor und die Lehrer der Gehörlosenschule in Lhasa entsprechende Ausbildung bekämen und den Sinn der Sache wirklich verstünden, der Unterricht in zwei Gebärdensprachen nicht nur die Lese- und Schreibfähigkeit der Kinder massiv verbessern, sondern auch die gesamte Sprachentwicklung fördern würde. Leider sind sie dazu nicht bereit. Denn das Tibetische (oder eben in diesem Fall die TSL) als Unterrichtssprache gibt es selbst in der regulären Volksschule in Lhasa eigentlich nicht mehr. Es wird nur noch Chinesisch als Unterrichtssprache und Tibetisch nur im Tibetisch-Unterricht verwendet. In beiden Schulformen ist und bleibt das vermeintliche Argument, dass so tibetische Kinder, egal ob hörend oder gehörlos, in Zukunft eine bessere Ausbildung in China bekommen könnten und damit bessere Chancen im Leben hätten.

Während in Europa und den USA die Zwei- und Mehrsprachigkeit, sowohl zu Hause als auch in der Schule, also das Aufwachsen bzw. das Ausbilden in zwei oder mehreren Sprachen, seit den 1990er Jahren wieder

ganz in Mode und stark am Zunehmen ist, kommen die wenigsten Gehörlosen weltweit in den Genuss *jeglicher* Form von Zweisprachigkeit. Das Lese- und Schreibvermögen von gehörlosen Jugendlichen, die die Schule in Lhasa nach neun Jahren Ausbildung verlassen, ist sogar im Chinesischen miserabel, während Tibetisch – trotz acht Wochenstunden – nichtsdestotrotz komplett fehlt. Es führt dazu, dass die wenigsten Gehörlosen Berufe ausüben können, in denen Lesen und Schreiben verlangt wird (das heißt auch im wachsenden und lukrativen IT-Bereich). Eine positive Entwicklung ist allerdings, dass vom ersten Jahrgang der Schule heute fünf Schulabgänger als Gehörlosenlehrer in der Schule arbeiten. Sie sind vor allem in der Kunsterziehung und im Unterricht von verschiedenen Handwerken tätig, insbesondere der Thanka-Malerei. Thanka-Malerei ist überhaupt, abgesehen vom Lehrberuf, derzeit der ersehnteste Beruf für Gehörlose in Lhasa, wo nun Millionen Chinesen als Touristen auf Besuch kommen und Souvenirs mit nach Hause nehmen. Die allermeisten Gehörlosen finden allerdings nur in schlecht bezahlten Berufen eine Anstellung und werden dort auch oft maßlos ausgenutzt.

Die TSL wird heute von schätzungsweise 200 bis 300 Menschen in Lhasa, einer Stadt von inzwischen mindestens 600.000 Einwohnern, verwendet. Etwa genauso so viele gehörlose Tibeter sind in der CSL stärker verankert – fast ausschließlich jene, die die Gehörlosenschule absolviert haben. Das ursprüngliche TSL-Projekt, dem in gewisser Weise die tibetische Gebärdensprache zu verdanken ist, gibt es seit 2014 nicht mehr in seiner ursprünglichen Form. Seit dem Jahr 2008, einem Jahr zahlreicher Proteste in und jenseits von Lhasa, wurde nach und nach selbst den am längsten in Tibet tätigen internationalen NGOs von der Regierung die Arbeitserlaubnis nicht mehr erneuert.

Ob eine kleine Sprache wie die tibetische Gebärdensprache auch in Zukunft überleben kann, hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab, und sicher nicht von der Unterstützung und dem guten Willen einer einzigen internationalen Organisation. Wie alle anderen Tibeter im Kontext der sprachlichen und kulturellen Sinisierung Tibets müssen sich auch tibetische

Gehörlose selbst fragen, wie sehr ihnen die tibetische Sprache – ob Gebärden- oder Schriftsprache – am Herzen liegt. Beruflich hilft inzwischen, mit ein paar wenigen Ausnahmen, weder tibetische Schriftsprache noch tibetische Gebärdensprache weiter. Und egal wo auf der Welt, die Pflege einer Minderheitensprache zu Hause und mit der Familie oder in Form der Unterstützung der Schreib- und Lesefähigkeit kann schwerfallen, natürlich noch mehr dann, wenn sie in der Schule nicht ausreichend verwendet wird. Die „offizielle“ Anerkennung der TSL durch die regionale Regierung und damit verbundene offizielle Dokumente, z.B. zur obligatorischen Verwendung der TSL in der Gehörlosenschule (2008) und im lokalen Gerichts- und Fenshdolmetschen (2010), wurden in der Praxis, auch nach jahrelangem Aktivismus einiger Tibeter, bisher nicht verwirklicht. Dass die Schulbibliothek der Gehörlosenschule, die mit über 1500 Büchern reich bestückt ist, letztes Jahr kein einziges TSL-Wörterbuch oder Videolexikon führte, welche ja in harter Arbeit über die Jahre erarbeitet und sogar im vom Staat zensurierten offiziellen Minderheitenverlag herausgegeben wurden, zeugt nicht von großer Hoffnung.

Dennoch, das Wichtigste für die Zukunft einer Sprache ist, ob sie tagein und tagaus verwendet wird oder nicht.

## Berichte

### Seggauberger Familiensingwoche 2018

26. August bis 1. September 2018

---

Gunter Pachatz, Helmut Schlacher

„Jahr 1 nach Reinhold!“

So begrüßte der neue Leiter der Singwoche, **Gunter Pachatz**, die Gäste, darunter den Ehrenpräsidenten **Reinhold Haring**, die zum Abschlusskonzert am 31. August gekommen waren, um die künstlerischen Darbietungen der jüngsten, jugendlichen, älteren und hochaltrigen Sängerinnen und Sänger (170 an der Zahl) zu genießen. Ja, es war, wie schon in den vergangenen Jahren, eine freudig erregte Stimmung zu bemerken, nicht nur unter den Darbietenden, sondern auch unter den heftig applaudierenden Zuhörern. Was hier musikalisch geboten wurde, hatte höchste Qualität.

Begonnen hat, nach dem Jugend-Streichquartett, geführt von **Karl Hofer**, der die ganze Tagung lang das instrumentale Musizieren geleitet hatte, die entzückende Kinderschar unter **Katarina Pachatz** und **Eva Woldrich** mit „Die Freude am Herrn ist meine Stärke“ und „Winnie Wackelzahn“.

Dann traten, geführt von **Christa Hofer**, die Young Voices und der Jugendchor auf mit „Yellow“, „Havanna“, und „Fix You“.

Es folgte der Frauenchor unter der Führung von **Sebastian Meixner** mit: „Red, Red Rose“ und „Der Wassermann“ von R. Schumann.

Das Studio Lenger bot poppige Musik unter **Georg Lenger**: „All I have to dream“ und „Bless the Lord“.

Präzise und feurig dirigierte den Männerchor die junge, dynamische Chorleiterin **Rahela Durič** aus Marburg mit dem Gospel „Plenty good room“. Vorher hörten wir das verhalten vorgetragene Gedenklied für den verstorbenen langjährigen Singwochenteilnehmer Siegfried Trefflinger, komponiert

von Georg Lenger: „Voraus ... die Musik, sie folgt dir ins helle Licht“ und „Abendfrieden“ von F. Schubert.

Mit dem Chor des Studio Herzog in der Stärke von 70 Sängerinnen und Sängern erglänzten sphärische Sternklänge – erzeugt mit Wassergläsern – zum Werk „Stars“ des lettischen Komponisten E. Ešenwalds (Dirigent: **Franz M. Herzog**).

Die Stücke des Gesamtchores waren:

„Sto mije milo“ aus Mazedonien (R. Durič)

„Baba Yetu – Vater unser“ auf Kisuahelisch (S. Meixner)

„Ave Maria“ von A. Bruckner (F. M. Herzog)

„Trog mi Wind“ aus dem Burgenland (S. Meixner)

„Mambo“ (R. Durič)

Mit dem von Chor und Zuhörern gemeinsam gesungenen Jodler „Hosbocher“ klang das überaus gelungene Konzert aus.

Die vorherigen Abendgestaltungen: Am Sonntag fand der Volkstanzabend statt, der von Jung und Alt begeistert aufgenommen wurde, am Montagabend wurde intensiv im Plenumschor geprobt, am Dienstag gab es einen herausragenden Pantomime-Kabarett-Abend von „McBee“, am Mittwoch fand das traditionelle Konzert der geistlichen Lieder in der Wallfahrtskirche Frauenberg statt und am Donnerstag der Hausmusikabend mit den instrumentalen Darbietungen.

Ein großes Danke dem neuen Organisationsleiter Gunter Pachatz mit seiner Frau Katarina, der Korrepetitorin Birgit Schweighofer, dem Team der Kinderbetreuung Theresa Glawogger und Elisabeth Krienzer und natürlich allen oben angeführten musikalisch Mitwirkenden.

Alle Teilnehmer danken für die gastliche Aufnahme im Schloss Seggau-berg und wünschen sich, dass auch im nächsten Jahr die Tore für die KLE-Familiensingwoche 2019 wieder geöffnet werden.

## **Ein Höhepunkt des Jahres – die Familiensingwoche Seggau-berg 2018**

---

Ilse Strauß

Diese Woche stand im Zeichen des Wandels: Reinhold Haring hatte die Singwoche über Jahrzehnte zu einem besonderen Erlebnis für Jung und Alt gemacht. Danke, Reinhold! Leider sind mit ihm drei Chorleiter abgetreten, wir waren neugierig, wie es heuer laufen würde und waren begeistert: Franz Herzog, souverän wie immer, brachte uns u. a. mystische Sternklänge. Die beiden Jungen, Rahela Durič und Sebastian Meixner, agierten mit viel Herz und Schwung. Es war wunderbar!

Gunther Pachatz gewährte als Gesamtleiter Kontinuität und Stabilität, ebenso Christa und Karl Hofer, Eva Woldrich und Kati Pachatz (Musizieren, Chorgesang, Musical), wie seit Jahren großartig! Georg Lenger am Keyboard brachte mit seinem Pop-Chor wieder den Rest der Singwoche in Schwung und auch die Taverne zum Beben. Aber man konnte auch Volkslieder in der Taverne hören, beinahe wie zu Karl Musteins Zeiten ...

Wir waren „nur“ 170 Teilnehmer, wieder viele Kinder und Jugendliche. Sie sind es, die mit ihrer Begeisterung alle anstecken und Neue anlocken! Seit gut 40 Jahren bin ich (mit Kindern und Enkeln) dabei, es ist immer ein Höhepunkt im Jahr. Herzlichen Dank!

## **Panta rhei ... alles fließt**

### **Kleiner Rückblick auf die Seggau-berger Singwoche 2018**

---

Leopold Regner

Wie wahr ... und wie sehr diese Erkenntnis auch auf die Familiensingwoche Seggau-berg zutrifft, wurde mir heuer als „Urgestein-Teilnehmer“ (schon unter Rudolf Schwarz, Karl Mustein, Reinhold Haring) besonders bewusst.

Ein neuer Gesamtleiter, drei neue Chorleiter: Natürlich waren wir alle neugierig, wie das wohl heuer werden würde. Und es wurde gut, sehr gut sogar. Gunter Pachatz, in organisatorischen Belangen singwochenbewährter „alter Hase“, ist ein Glücksfall als Nachfolger Reinholds, der ja im vorigen Jahr „seine Singwoche“ in bestem Zustand übergeben hatte.

Viel Wichtiges, die Eckpfeiler sozusagen, wurde beibehalten: Kinder-musical, Studios (Männerchor im Weinkeller fest in Frauenhand), Jugendchor, instrumentaler Morgengruß etc. Man könnte jetzt vieles Positive (abgesehen vom sensationellen Wetter) über diese Woche erzählen. Was mich aber besonders beeindruckt hat, ist die Tatsache, dass die Jugend, wie schon in den letzten Jahren, unglaublich im Vormarsch ist! Und solange „wir Alten“ uns noch nicht verstecken müssen, möchte ich als Urgestein vielleicht noch ein paar Mal dabei sein, wenn's geht ...

### **Bericht über die Architektur-Exkursion in Graz am 19.10.2018 mit den beiden Architekten DI Eugen Gross und DI Wolfgang Kapfhammer**

Helga Schag

Zwei Gedanken seien diesem Bericht vorangestellt:

Architektur ist die öffentlichste aller Künste, sie entsteht von vielen für viele.

Das Sprachwerk Architektur soll eine Bewusstheit zur Ordnung räumlicher Beziehungen von Zeit, Mensch, Natur und Welt schaffen. (1)

Dr. phil. Wolfgang Pietsch hat für uns diese Exkursion organisiert, die Architekten Gross und Kapfhammer haben einige von ihnen geplante typische Objekte in Graz ausgewählt. Über dreißig sehr interessierte SeniorInnen durften bei dieser Führung an den Visionen der beiden Architekten und

### **Eine kleine Bildergalerie der Familiensingwoche in Seggau, 26. August bis 1. September 2018**



Gesamtleiter Gunter Pachatz: Einstimmung in den Tag



Musikalische Morgenandacht



Rahela Durič beim Einsingen



Hausmusikabend mit Karl Hofer



Franz M. Herzog: Auftakt



Bläsergruppe



Pausenfreude



S. Meixner, F. Herzog und R. Durič in Vorfreude



Tavernenausklang



Kinderchor in Frauenberg mit K. Pachatz und E. Woldrich



Frauenchor in Frauenberg mit Sebastian Meixner



Ehrenpräsident Reinhold Haring mit Gattin Imelda



Alle Chorleiter und Referenten (v. l. n. r): Georg Lenger, Franz M. Herzog, Rahela Durič, Katarina Pachatz, Christa Hofer, Eva Woldrich, Karl Hofer, Sebastian Meixner



Eva Woldrich zählt die Vampire



Smileygabe als Dank an die Chorleiter und Referenten



„Wir freuen uns auf die nächste Singwoche!“

deren Umsetzung teilhaben. Der zeitliche Bogen der besichtigten Objekte spannt sich von den 60ern bis 2005.

Schon im Bus informierte uns Herr Kapfhammer über die bauliche Nachkriegssituation in Graz und die Entwicklung der sogenannten „Grazer Schule“. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden viele Wohnungen gebraucht, es gab noch keine Flächenwidmung, keinen Stadtentwicklungs-Plan, es entstand eine „chaotische Nachkriegsbebauung“ mit einem Minimum an „architektonischer Qualität“.

Dem gegenüber standen in den 60ern junge, aktive Architekten wie Kapfhammer, Gross, Wegan, Kossdorff, Domenig u. a., die nach dem Studium nicht ins Ausland gingen, sondern in Graz, das teilweise ihre Heimatstadt ist, ihre Ideale zu realisieren suchten, indem sie neue städtebauliche Konzepte verfassten. Eine Art Gründerzeit für fast alle Bauaufgaben in der Steiermark (Raumordnung, Wohn-, Schul-, Kirchen- und Krankenhausbau) wurde ausgelöst. Die Architekten fanden zur Zusammenarbeit mit führenden Politikern wie „Joschi“ Krainer und Hermann Schaller, die die Konzepte und Beratung gerne annahmten. Herr Kapfhammer zitiert Herrn Schaller, der über ihn meinte: „Du bist ein Utopist, aber wir werden es trotzdem machen.“ Die jungen, engagierten Architekten wurden auch „bunte Hunde“ genannt, das „Modell Steiermark“ entstand, die Idee der Architekten-Wettbewerbe wurde geboren. Vorreiter für diese Wettbewerbe war Prälat Reinisch mit der Pädagogischen Akademie in Eggenberg von Domenig und Huth, darauf folgte bereits das Land Steiermark mit der Landwirtschaftsschule in Stainz. Vorher gab es laut Kapfhammer nur die sogenannten „Blut- und Bodenprojekte“, die mit Architektur nichts zu tun hatten.

Die jungen Visionäre Kapfhammer und Gross wurden auch bildungspolitisch tätig, im Bildungshaus Mariatrost hielten sie Seminare und Tagungen für Politiker und Interessenten über Schul- und Wohnungsbau. Denn sie sind der Meinung: „Gemeinwohl geht vor Eigenwohl.“ Herr Kapfhammer verrät uns, dass er dafür sogar als Kommunist bezeichnet wurde.

Herr Gross ergänzt die Ausführungen seines Kollegen. Er erinnert sich: Baukultur und architektonische Qualität waren in den Nachkriegsjahren verdrängt, untergriffen wurde den Architekten sogar bloße Selbstverwirklichung

vorgeworfen. Aber es herrschte Aufbruchsstimmung, das „Modell Steiermark“ ging aus einer konzeptiven Gruppe hervor; die sogenannte „Grazer Schule“ wollte unter dem Aspekt des Aufbruchs Objekte als „Merkzeichen“ von Graz als „Architekturstadt“ kreieren, denn Gross' Meinung nach ist Architektur eine der wichtigsten Kulturäußerungen. Er bevorzugt den umfassenderen Begriff „Baukultur“, eine auf ganz Österreich ausgeweitete Architektur-Plattform, und meint, dass auch heute noch Architektur vermittelt und verbreitet werden muss, um auch bei jungen Menschen Verständnis und Akzeptanz hierfür zu festigen.

Unser erstes Ziel war das **Styria-Medienzentrum in Graz-Messendorf:** Entwurf 1988, Fertigstellung 1991, Architekten: Gross, Kapfhammer, Wegan, Kossdorff; drei Auszeichnungen, u.a. Staatspreis in Gold 1992.

Gen.-Dir. Sassmann von der Styria vertraute den Architekten Gross und Kapfhammer, mit denen er zuvor bei einer Europareise Druckereien besucht hatte (ein Pilotprojekt der Grazer Schule), dennoch erwartete er: „Das Haus soll weder barack noch barock werden.“ – Der Gebäudekomplex muss vielen Anforderungen gerecht werden, von der Druckvorbereitung über den Zeitungs-Rotationsdruck bzw. -Akzidenzdruck (temporärer Auftragsdruck) bis zum Expedit (Auslieferung) und der Verwaltung. Dieser „word-flow“, der Zeitungs-Entstehungsprozess, soll in der Architektur sichtbar gemacht werden. Das Konzept ist eine Spinale, eine Kommunikationsachse (Rückgrat, vgl. *spina* im Circus Maximus); ein Bewegungsmodell, die Dynamik der



*Styria-Druckzentrum, Detail*



*DI Wolfgang Kapfhammer*

Zeitungsentstehung bis zum Expedit wurde verwirklicht. Diese „rollende Dynamik“ ist in der abgestuften Höhenstaffelung der verschiedenen Druckhallen ablesbar. (2)

Eine weitere Anforderung war, eine Architektur zu entwerfen, die auch den Erfordernissen der Zukunft standhalten kann. Davon können wir uns gerade selbst überzeugen: die alte Rotationsdruckmaschine wird jetzt gerade gegen eine neue, schnellere ausgetauscht.

Der traditionsreiche Druckverlag Styria präsentiert sich mit diesem Industriebau auch als Kulturträger.

Zweite Station war die **Terrassenhaus-Siedlung Graz-St. Peter:**

Entwurf 1965, Ausführung 1972–1978, Architekten: Werkgruppe Graz, Gross, Hollomey, Pichler u.a., Auszeichnung als Forschungsprojekt. Herr Gross führt uns durch „seine“ Anlage. Er berichtet, dass das Grundstück relativ ungünstig für ein Bauvorhaben war. Ziegeleien aus der Gründerzeit und der Zweite Weltkrieg hinterließen Gruben mit Bauschutt und Müll. Stützen mussten bis zu acht Meter bis auf tragfähigen Grund angebracht werden. Das Gelände erforderte eine Hügelform als Bauform in drei bis vier Etagen, eine neue Typologie wurde entwickelt: die Verbindung von Terrassenhaus und Geschossbau. Mit 528 Wohnungen und 24 Wohnungstypen zwischen 45 und 130 m<sup>2</sup> für ca. 2000 Personen ist diese Siedlung die größte selbstverwaltete Eigentümer-Wohnanlage Österreichs. Sie gilt als Pionierprojekt im urbanen Wohnbau und hat urbanistischen Vorbildcharakter für z.B. England und Frankreich.

Die gesamte Anlage besteht aus vier gegeneinander versetzten Baukomplexen, die geschlossen und offen zugleich sind, mit Höhenstaffelung zur besseren Besonnung und Belichtung und mit maximal elf Geschossen. Es gibt keinen Keller, die Tiefgarage für ca. 600 PKW befindet sich zentral zwischen den Gebäuden, über Lift erreicht man trockenen Fußes jede Wohnung. Über der Garage liegt die Fußgängerebene, von der jeder Baukomplex bequem erreicht werden kann. Eine Befragung der Bewohner heute, 40 Jahre später, zeugt noch immer von großer Zufriedenheit und Akzeptanz.

Die Planung erfolgte in zwei Stufen. Das statische Grundgerüst aus Stahl und Beton wurde von den Architekten erstellt, aber in der Sekundärstufe, dem Ausbau, ging man neue Wege: Die Wohnungswerber konnten bei der Innenraumgestaltung und sogar bei der Fassade ihrer zukünftigen Wohnung mitbestimmen. Diese Partizipation war völlig neu. Herr Kapfhammer ergänzte: Politischer Wohnbau war bis dahin auf die Genossenschaften reduziert, man wollte keine Mitbestimmung. Herr Gross weiter: Mitbestimmung wurde bis dato nicht bezahlt, aber dieses neue Konzept, dieser „Demonstrativbau“, wurde dann doch durch eine Bundes- und Landesförderung unterstützt.

Das Farbkonzept der Fassaden ist zurückhaltend, Gussbeton (auch Roh- oder Sichtbeton, Béton brut) dominiert, er war nach dem Krieg am günstigsten. Der Begriff „New Brutalism“ bezeichnet eine Bewegung der internationalen Architekturszene seit den 1950er Jahren und wurde 1945 erstmals von den englischen Architekten Alison und Smithson geprägt. Der „Béton brut“ wurde vorrangig von Le Corbusier verwendet und so international bekannt. Die Intention: Konstruktion und Materialien sollen ablesbar sein. (3)

Sichtbeton war damals für die Grazer gewöhnungsbedürftig, Herr Gross räumte ein: Wir wurden die „architektonischen Punks“ genannt. Die allmähliche und unschöne Schwarzfärbung des Betons durch Luftverschmutzung und sauren Regen in den darauffolgenden Jahrzehnten war aber damals noch nicht absehbar.



DI Eugen Gross



Ein Block der Terrassenhaus-Siedlung

Mit dem Bus ging es anschließend weiter ins Universitätsviertel, wo drei weitere Objekte zu besichtigen waren.

### Das **Studentenheim am Sonnenfelsplatz:**

Entwurf 1963, Fertigstellung 1966, Werkgruppe Graz, 1. Preis eines Wettbewerbes. Der Baukomplex besteht aus zwei gegeneinander versetzten polygonalen Bauteilen, um eine Achsenausrichtung zu vermeiden und die Zugänglichkeit aus drei Richtungen zu verdeutlichen. Das Grundelement ist jeweils ein regelmäßigem Sechseck, wieder Sichtbeton, zwei Stiegenhäuser – es sollte kein Gangtypus sein, aber in den 60ern galt noch die Geschlechtertrennung – und konzipiert für 145 Studenten. Dazu gibt es einen Gemeinschafts- und Waschmaschinenraum und zwei Musikübezimmer. Zwischen 2017/18 erfolgte eine umfangreiche Sanierung und Anpassung der Zimmer an die heutige Zeit (Vergrößerung, dadurch nur noch für 117 Bewohner).



Studentenheim am Sonnenfelsplatz



Ein denkmalgeschütztes Stiegenhaus

Die Grundidee des sehenswerten Stiegenhauses ist ein gleichseitiges Dreieck. Fassade und Stiegenhäuser sind inzwischen denkmalgeschützt. Aus Datenschutz-Gründen können wir kein Zimmer besichtigen.

Vom Sonnenfelsplatz geht es weiter zur **Vorklinik**, die aufgestockt wurde, bzw. zu den Hörsälen A, B und C. Wettbewerb 2002, Fertigstellung 2005, Architekt W. Kapfhammer. Die seit 1970 bestehende Vorklinik erfuhr durch Aufstockung eine Erweiterung für Institutsräume und Bibliothek.

An der Fassade bekommt das Gebäude durch den Sonnenschutz-„Lochblechvorhang“ einen einheitlichen, schwebenden Charakter. Wir können auch den großen Hörsaal A betreten: Er bietet ca. 340 Hörenden Platz, ist nun einladend in Rot und Grau gehalten und mit allen technischen Erfordernissen (z.B. für Simultanübersetzung) ausgestattet.

Nach einer kleinen Mittagspause besichtigen wir das **III. Institut** der KF für Mathematik, Geographie und Anglistik: Wettbewerb 1986, Fertigstellung 1990, Architekten Kapfhammer, Wegan, Kossdorff; Landespreis und Bauherrenpreis.

Eine Baulücke zwischen älteren Gebäuden sollte geschlossen werden, aber einen Durchblick zum historischen Bestand zulassen. Man entschied sich für den Pavillon-Stil. Der Komplex ist gegliedert in die drei Hörsäle nordseitig und die drei darüber liegenden, kubenartigen und ungewohnt vertikal ausgerichteten Bibliotheksräume der drei Institute mit ebenso ungewohnten, transparenten Glasstiegen, die die drei Geschosse jeweils verbinden (nach Kapfhammer die ersten in Österreich).

Im Innern erschließt eine großzügige fünfgeschossige Stiegenhalle mit Glasdach die einzelnen Bereiche. Diese mittlere Halle ähnelt dem Konzept



III. Institut von Süden



Das großzügige Stiegenhaus

im Styria-Center. Nach der Vorstellung der Architekten sollte die ganze Innenarchitektur als Skulptur gesehen werden.

Südseitig sind die Institutsräume u-förmig angelegt, mit einem Turm umschließen sie einen Hof, der zum Verweilen einlädt. Eine gastliche Öffentlichkeitszone im Erdgeschoss komplettiert die Anlage. In der Fassadengestaltung sollen dynamische Formen (z.B. schräge Durchfensterung, Schrägen in den Stützen) auf wissenschaftliche Forschung und Fortschritt, aber laut Kapfhammer wohl auch auf Unsicherheit oder Unwägbarkeiten in der Wissenschaft verweisen. Die Außenwände sind leuchtend weiß mit einigen roten und blauen Kontrapunkten gestaltet. (4)

Die letzte Station dieser beeindruckenden Exkursion war das **Seelsorgezentrum Graz-Kroisbach**.

Neben der Kirche steht das **Johannes-Kepler-Haus**, ein evangelisches Studentenheim, nicht beschränkt auf Protestanten. Fertigstellung 1968, Architekten: Werkgruppe Graz. Das Grundrisskonzept ist ein Quadrat, von dem in den vier Obergeschossen je vier Flügel für die Studentenwohnungen ausgehen, sodass eine Kreuzform entsteht. Den Abschluss bildet eine großzügige Dachterrasse, die von der Jugend gerne genutzt wird. Mittig liegen in einer vertikalen Spinale die Erschließungstreppe und auch Gemeinschaftsräume, die eine besondere Atmosphäre schaffen sollen. Herr Gross betont dies, er rückte bewusst von der Korridor-Architektur ab, also Gang und links/rechts die Studentenzimmer bzw. am Ende des Korridors eine Küche; weiters bemerkt er, dass sein Projekt nur aus Beton, Holz und Eternit besteht. Derzeit beherbergt das Heim 114 Studenten und Studentinnen in 7er-Einheiten in den Flügeln, jeder Bewohner hat dabei ein eigenes kleines Zimmer und eine gemeinsame Küche bzw. Nasszelle. Im 1. Obergeschoss gibt es auch Ein- bzw. Zweibettzimmer. Wir dürfen – mit Einverständnis der Mädchen – eine Wohngemeinschaft besichtigen. Die Wohnung ist hell, freundlich, geräumig und praktisch eingerichtet, wir bekommen einen sehr guten Eindruck.

Gleich südlich des Heimes liegt die **Kirche Graz-Kroisbach**. Wettbewerb 1970, Fertigstellung 1974. Architekten: Kapfhammer und Wegan. Dieses Seelsorgezentrum gehört in Österreich zu den frühen Kirchen nach

der Liturgiereform. Herr Kapfhammer betont, er habe eine „dienende Kirche“ bauen wollen. Seine Inspiration erhielt er aus den USA, wo er ein Semester verbracht und Kirchenbauten mit „wenig repräsentativen Materialien“ kennengelernt hatte. Welleternit schien ihm damals besonders geeignet und wieder Sichtbeton als radikale Reduktion, rohe Materialität, die sich nicht in Szene setzt. Der Bau sollte nicht nur religiöse, sondern auch kulturelle und soziale Ansprüche zufriedenstellen. Dieser funktionale Mehrzweckgedanke drückt sich in der Flexibilität des Altarraumes aus, der bei Bedarf durch Hochziehen einer Trennwand um einen Gemeinschaftsraum erweitert werden kann und so die gegenseitige Durchdringung der Räume, die in hohem Maße kommunikativ sind, erlaubt.

Das Licht und die Dachkonstruktion sind auf die Altarzone konzentriert, das Y-förmige Oberlicht verleiht dem Kirchenraum einen festlich-wohnlichen Charakter. Auch die Farbgestaltung in Farbakzenten von Rot und Blau soll die Festlichkeit betonen. (5)

Im Südwesten besitzt die Kroisbacher Kirche auch eine gut beheizbare Wochentagskapelle in gleicher Farbgestaltung, die von außen und vom großen Sakralraum erreichbar ist.



*Evangelisches Studentenheim  
Graz-Kroisbach*

*li.: Katholische Kirche Graz-Kroisbach,  
Altarzone*

Damit endete unsere überaus reiche und interessante Architektur-Exkursion. Ganz sicher sehen wir zukünftig diese Bauten mit wissenderen Augen. Ein herzliches Danke Herrn Pietsch für die Organisation und natürlich den beiden Referenten, Herrn Gross und Herrn Kapfhammer, die uns die Informationen aus erster Hand schenkten.

Quellennachweis:

30 Jahre Architektur, 1966–1996, Kapfhammer, Wegan, Kossdorff, 1995  
Graz, (1) S. 2; (2) S. 77; (4) S. 23; (5) S. 55  
Jahn-Lieb, Wörterbuch der Kunst, 2008, „Stichwort Brutalismus“, (3) S 125  
Handout der Teilnehmer  
Eigene Mitschrift

Bildnachweis: Helga Schag

## ***Innviertel-Fahrt mit Roswitha Von der Hellen*** **12. bis 14. September 2018**

Wolfgang J. Pietsch

Das oberösterreichische Innviertel, jenes fruchtbare Land zwischen Inn, Salzach, Donau und Hausruck gelegen, gehört *nicht* zu den bevorzugten Destinationen Grazer Reisebüros. Umso erfreulicher daher, dass Roswitha V. d. H. für die KLE eine Dreitagesfahrt in diese reiche Natur- und Kulturlandschaft anbot. Städtische Schwerpunkte waren – in der topographischen Reihenfolge von Graz aus gesehen – Ried im Innkreis, Braunau und Scharding, dazu fast ein ganzer Tag in Passau und drei barocke Stifte: Fürstenzell, Reichersberg und Engelszell. Und dazwischen eine Busreise

durch eine zumeist wellige, teils ebene Wiesen- und Felderlandschaft, die allein schon durch ihren anderen Charakter als die steirische Landschaft das Auge der 21 Teilnehmer erfreute.

Der Besuch der Städte folgte ihrer kunsthistorischen Bedeutung: Erst **Ried**, eine Stadt, die zwar als regionales Wirtschaftszentrum bekannt ist, deren sehenswertes Stadtbild im Zentrum dann doch überraschte. Sie besitzt eine barocke Pfarrkirche, für welche die von hier gebürtige, aber überregional bedeutende Künstlerfamilie Schwanthaler einige wichtige Bildhauerwerke geschaffen hat, so den Hochaltar und einiges in den acht Seitenkapellen, die zumeist den verschiedenen Zünften gewidmet sind. In **Braunau** am Inn beeindruckte zunächst der weiträumige Stadtplatz, der sich in Form eines langgezogenen Rechteckes von Norden nach Süden erstreckt. Die schön gefärbelten Häuser entstammen zumeist dem 18. Jht. Sie „zeugen von der stolzen Gesinnung einer Bürgerstadt, die durch den Salzhandel und die Tuchmacherei zu Wohlstand gelangt ist“ (Reclams Kunstführer). Im rechten Winkel zum Platz steht die Stadtpfarrkirche zum hl. Stephan, eine mächtige, dreischiffige Hallenkirche aus der Gotik, die in ihrer ganzen Länge auf beiden Seiten von Kapellen gesäumt wird. Auch diese sind teilweise von Zünften ausgeschmückt worden, manchmal bereits dem Barockstil verpflichtet und enthalten bemerkenswerte Grabdenkmäler. Letztes Ziel war dann **Schärding**. Dort beziehen wir das Stadthotel, ein ehemaliges Bürgerspital, das nun wohl das erste Hotel der Stadt ist und eine bemerkenswerte Mischung aus spätgotischer Bausubstanz und moderner Einrichtung darstellt. Die prächtige Innenstadt konnten wir so richtig erst am nächsten Tag besichtigen. Ganz in der Nähe, aber jenseits des Inns auf bayrischer Seite besuchen wir anschließend die Kirche der ehemaligen Zisterzienserabtei **Fürstentzell**. Die heutige Pfarrkirche ist eine einzige Harmonie in Barock und Rokoko, in Gold und Stukkolustro, in strahlende Helligkeit getaucht. Das Deckengemälde



Portalinschrift Fürstentzell: DOMUS DEI ET PORTA COELI (Gotteshaus – Himmelsporte)



Stadtrundgang in Passau

ist der „Muttergottes als Himmelskönigin des Zisterzienserordens“ geweiht. Dann Weiterfahrt nach **Passau**. Ein erster Orientierungsgang machte uns mit dieser „Drei-Flüsse-Stadt“ (Donau, Inn und Ilz) bekannt, bis dann um 12 Uhr das Mittagskonzert im Dom begann, ein Spiel an der größten Domorgel der Welt. Die Organistin präsentierte Werke von Melchior Franck, J. S. Bach, Mozart und zwei modernen Orgelkomponisten. Das dauerte nur eine halbe Stunde, war aber ein akustisches und musikästhetisches Erlebnis der Sonderklasse. Anschließend bot uns eine Einheimische eine gute und interessante Führung durch die Innenstadt von Passau, aber so, dass noch Zeit für eine Mittagspause und für eine kurze Drei-Flüsse-Schiffahrt in dieser sehenswerten Stadt blieb. Erst dann kehrten wir nach Schärding ins Hotel zurück.



Neuhaus am Inn, gegenüber von Schärding

Am dritten und letzten Tag führen wir in das Augustiner-Chorherrenstift **Reichersberg**. Ein junger und engagierter Mönch führte uns durch Kirche, Kreuzgang und Museum und brachte uns so dieses Kloster nahe, das zwar längst nicht so reich an Kunstschätzen ist wie andere Klöster, aber heute durch die Reichersberger Sommerkonzerte, „Gartentage“, Seminare u. ä. im kulturellen Leben der Region eine bedeutende Rolle spielt. Ganz

anders dann das Stift **Engelszell**, das als einziges Trappistenkloster Österreichs in schöner Landschaft nahe der Donau im Ort **Engelhartszell** liegt. Die heutige Kirche und das Kloster stammen aus der Barockzeit, nach der Aufhebung 1786 war das Gebäude ausschließlich im Besitz weltlicher Herrschaften, bis es 1925 von Trappisten aus dem Elsass übernommen wurde. Trappisten sind ein Zweig der Zisterzienser, nämlich solche der strengeren Observanz. Leider war eine Führung hier nicht möglich. Sie hätte uns vielleicht einiges über die Engels- und Lichttheologie dieses Ordens berichten können, die für das Verständnis der hellen, lichtdurchfluteten Kirche nötig ist. Besonders bemerkenswert das moderne Deckengemälde von Fritz Fröhlich aus dem Jahr 1957 (!) im Langhaus: „Die Chöre der Engel und Maria als ihre Königin“. Es gilt als weltweit größtes nachbarockes Deckenfresko und erstreckt sich auf einer Fläche von etwa 400 Quadratmetern. – Leider hatte inzwischen Regen eingesetzt.

So fuhren wir schleunigst zu einem guten Restaurant an der Donauschlinge, stärkten uns ein letztes Mal und kamen abends gut in Graz wieder an, nicht ohne unserer lieben Reiseleiterin Roswitha Dank zu sagen: Kunstgeschichtlich kompetent und fürsorglich hat sie uns ein schönes Stück Land zwischen Ried und Passau vor Augen geführt.

## Freiwillige Helferarbeit

### Der Besuchs- und Begleitdienst beim Roten Kreuz

Gertrud Zwicker

Das Rote Kreuz hat viele Aufgaben, um den Menschen zu helfen. Ein Bereich davon sind die Gesundheits- und sozialen Dienste (GSD), zu denen auch der Besuchs- und Begleitdienst gehört. Er wird von dafür ausgebildeten freiwilligen Frauen und Männern durchgeführt. Sie alle haben einen Erste-Hilfe-Kurs, eine Einführung und Grundausbildung zum Besuchs- dienst, Gedächtnistraining, Bleib-Aktiv-Kurse, Suizidprävention und noch viele andere Fortbildungskurse absolviert, bevor sie ihre Klienten besuchen.



Gertrud Zwicker mit dem RK-GSD Team Gratkorn (Foto: G.Z.)

Einmal in der Woche kommen die MitarbeiterInnen für 1–2 Std. vorwiegend zu einsamen alleinstehenden Menschen, um die sich Angehörige nicht ausreichend kümmern können. Sie betreuen Menschen sowohl in Altersheimen als auch zu Hause, dürfen aber keine Pflegedienste übernehmen. Sie sprechen mit ihnen, erzählen, lesen vor, hören ihnen zu, spielen Karten oder erstellen eine Biografie mit ihnen. Sie gehen stets auf ihre Bedürfnisse ein.

Wir begleiten auch Patienten bei Transporten zu Spitälern, Arztbesuchen, zu Kontrollen, wenn sie mit dem Rettungswagen geführt werden, damit sie dort nicht alleine auf sich gestellt sind.

Die Aufnahme erfolgt meistens über einen Angehörigen oder das Pflegepersonal in Altersheimen. Der Besuchsdienst ist KOSTENLOS und vertraulich!

Wir suchen auch immer neue MitarbeiterInnen, die sich für diese schöne Aufgabe zur Verfügung stellen.

Kontaktadresse: ÖRK – Soziale Dienste: Merangasse 26, 8010 Graz  
Tel.: 501445 10160, E-Mail: [sozialesdienste@st.rotekreuz.at](mailto:sozialesdienste@st.rotekreuz.at)

## Aus der Gemeinschaft

### Hohe Geburtstage feiern im ersten Halbjahr 2019

Jänner:	Brandl	Ingrid	80. Geburtstag
OSR Sr.	Buchler	Immakulata	85. Geburtstag
OSR	Filzmoser	Josefa	85. Geburtstag
HOL	Gafgo	Walter	82. Geburtstag
SR	Gritsch	Erika	87. Geburtstag
HR Prof.	Haas	Karl	93. Geburtstag
Bischof em. Dr.	Kapellari	Egon	83. Geburtstag
SR	Langmann	Ida	91. Geburtstag
HOL	Mandak	Wilhelm	85. Geburtstag
	Mayer	Theresia	87. Geburtstag
OSR	Perner	Agnes	88. Geburtstag
Mag. <sup>a</sup> phil. Dr. <sup>in</sup>	Schreiber	Charlotte	89. Geburtstag
SR	Spravka	Gertrude	89. Geburtstag
SR	Stix	Roland	88. Geburtstag
	Stöckl	Rosina	83. Geburtstag
	Suppan	Margaretha	87. Geburtstag
OSR	Trausmiller	Christa	84. Geburtstag
ÖStR DI	Völkl	Gernot	88. Geburtstag
Februar:	Artner	Gertrud	91. Geburtstag
OSR	Edlinger	Matthias	91. Geburtstag
VHL	Frantsits	Emilie	86. Geburtstag
SR	Gsellmann	Eva	80. Geburtstag
	Jogl	Erika	82. Geburtstag
SR	Kelz	Frieda	92. Geburtstag
DI	Kriechbaum	Dietmar	80. Geburtstag
Mag.	Maritschnik	Konrad	90. Geburtstag
DI	Steurer	Konrad	85. Geburtstag
P.	Süß SM	Josef	80. Geburtstag
	Woschnagg	Hertha	82. Geburtstag

	Zwitter	Valentin	82. Geburtstag	
März:	OSR	Brandner	Josef	87. Geburtstag
	SR	Drexler	Heidelinde	80. Geburtstag
		Gugg	Gertrude	91. Geburtstag
	HR Mag.	Heindler	Arnold	82. Geburtstag
	OSR	Heinricher	Alois	89. Geburtstag
	SR	Hofer	Johann	83. Geburtstag
	SR	Holzer	Edith	84. Geburtstag
		Horn	Theresia	82. Geburtstag
	Dipl. Ing.	Kapfhammer	Wolfgang	81. Geburtstag
	OSR	Krois	Hugo	91. Geburtstag
	SR	Marx	Melanie	100. Geburtstag
		Neumann	Josef	84. Geburtstag
		Otto	Liselotte	84. Geburtstag
	Dr.	Platter	Theo	88. Geburtstag
	OSR	Reinprecht	Elisabeth	87. Geburtstag
	VDir.	Schiester	Alois	82. Geburtstag
	SR	Uidl	Elisabeth	85. Geburtstag
	Dr.	Wallner	Gabriela	84. Geburtstag
	VDir.	Zach	Anna	83. Geburtstag
	Prof.	Zankl	Gustav	90. Geburtstag
April:	Mag.	Glettler	Rudolf	80. Geburtstag
	OSR	Heiling	Margareta	89. Geburtstag
	FI Dr.	Hofer	Ernst	81. Geburtstag
	OSR	Jobstmann	Wilhelm	80. Geburtstag
		Kawann	Gertrud	82. Geburtstag
		Klein	Anna	81. Geburtstag
	SR	Lachowitz	Flora	85. Geburtstag
	Dipl. KS	Moik	Katharina	84. Geburtstag
	SR	Novak	Paula	89. Geburtstag
	SR	Pfleger	Charlotte	90. Geburtstag
	VDir.	Pretterebner	Erika	99. Geburtstag
	Dr. <sup>in</sup> phil.	Radimsky	Ingeborg	80. Geburtstag
	OSR	Rilling	Karin	81. Geburtstag
	HOL	Ruhri	Maria	87. Geburtstag
	HOL	Stampfer	Hermine	85. Geburtstag
		Sturm	Annemarie	86. Geburtstag
	OSR	Sturm	Johann	96. Geburtstag

	SR	Urabic	Evelyne	86.	Geburtstag
		Wallner	Helga	85.	Geburtstag
	Bischof em. Dr.	Weber	Johann	92.	Geburtstag
Mai:	SR	Winterheller	Margaretha	85.	Geburtstag
	HR OStR	Diestler	Heribert	82.	Geburtstag
	OSR	Grünwald	Anton	85.	Geburtstag
	OStR	Huber	Martha	89.	Geburtstag
	OSR	Krispin	Irmengard	88.	Geburtstag
		Kukuvec	Ilse	85.	Geburtstag
	Mag. <sup>a</sup> Dr. <sup>in</sup>	Kurz	Rosemarie	83.	Geburtstag
	Dipl. Fürs.	Neubauer	Magdalena	88.	Geburtstag
	Dir. <sup>in</sup>	Rampold	Gertrud	88.	Geburtstag
	HOL	Reindl	Margarete	87.	Geburtstag
	Pfarrer	Sattler	Ferdinand	80.	Geburtstag
	Dir. STR	Schnuderl	Hannelore	80.	Geburtstag
		Staudinger	Erika	84.	Geburtstag
Juni:	Ing.	Braunstein	Erich	80.	Geburtstag
		Eustacchio	Heide	82.	Geburtstag
		Fleischer	Elisabeth	83.	Geburtstag
	Dr.	Fucik	Heinrich	85.	Geburtstag
	VOL	Fürntratt	Karoline	90.	Geburtstag
		Gallé	Margareta	90.	Geburtstag
	OSR	Gritsch	Rudolf	89.	Geburtstag
		Haas	Margareta	86.	Geburtstag
		Kirnbauer	Lisbeth	80.	Geburtstag
	OSR	Kovatschitsch	Anton	93.	Geburtstag
	Prof. <sup>in</sup>	Lackner	Berta	82.	Geburtstag
	OStR	Lackner	Erwin	83.	Geburtstag
		Leskovar	Elisabeth	81.	Geburtstag
	SR	Madl	Irmgard	90.	Geburtstag
		Mustein	Maria	85.	Geburtstag
		Neplech	Karla	85.	Geburtstag
	VOL	Pfleger	Margarete	87.	Geburtstag
	SR	Rigacs	Margareta	88.	Geburtstag
	VDir.	Sailer	Florentina	86.	Geburtstag
		Schubert	Irma	90.	Geburtstag
	OSR	Stock	Hildegard	82.	Geburtstag
	Univ.-Prof. Dr.	Wesener	Gunter	87.	Geburtstag

## **Als neue Mitglieder begrüßen wir**

---

Dr.<sup>in</sup> Elisabeth Dür, Graz  
Barbara Gutternigg, Admont

## **Wir gedenken unserer verstorbenen Mitglieder**

---

SR Johanna Fischerauer, Pischelsdorf  
Ing. Franz Friedl, Graz  
VOL Hannelore Huemer, Trahütten  
Maria Pilz, Weiz  
VOL Waltraut Wechtitsch, Deutschlandsberg

Großer und gütiger Gott, wir legen ihr Leben und Wirken zurück in deine Hände. Wir danken ihnen für ihr treues und langjähriges Sein in unserer Gemeinschaft. Nichts möge verloren sein von dem, was sie durch ihr Leben bewirkt haben. Nimm ihr Leben an, erfüllt von Freude und Leid, von Größe und Schwachheit.

Herr, lass sie ausruhen von ihren Mühen und Sorgen. Erfülle ihre Sehnsucht und gib ihnen ewige Freude bei dir. Amen.

## **Erlebnisse aus meiner Schulzeit als Junglehrer – Erinnerungen aus meinen ersten fünf Dienstjahren**

---

Wolfgang Stern

Nach 41 Jahren Schuldienst und bereits im 12. Jahr der Pension erinnert man sich nicht an alles, aber gewisse interessante oder lustige Begebenheiten bleiben einem im Kopf.

**Mein erstes Dienstjahr** verbrachte ich in Halbenrain. Ich erhielt in der dortigen Volksschule die Oberstufenklasse (mit Abteilungsunterricht).

Ein gestrenger Direktor Bergmann führte dort sein Regiment mit allen Registern. Meine Schüler waren sehr nett, ich hatte aufgrund des Abteilungsunterrichtes viel zu tun und musste öfter die Hilfe meines Vaters in Anspruch nehmen. Nebenbei bekam ich noch – es war das Schuljahr 1966/67 – im Polytechnikum Natur- und Berufskunde dazu. Das war schlimm, ich jung und unerfahren, es gab kaum Unterlagen für den Unterricht in diesem jungen Schultyp, die Schüler dieser Klasse waren teils knapp 16 Jahre alt, ich noch nicht 20. Ich arbeitete eigentlich den ganzen Tag für die Schule, Spiritusmatritzen wurde in großem Umfang geschrieben, um dann bei zu viel Saft vielleicht unbrauchbar zu sein. Sch...

Direktor Bergmann ließ sich am Samstag den Wochenplan für die nächste Woche vorlegen, wehe, man vergaß ... Vom Bürgermeister des Ortes erhielt ich gratis ein Kammerl in der Schule, das war ein tolles Angebot, er freute sich, dass ein junger Lehrer hier den Dienst antrat. Er war aber auch gleichzeitig der Verhinderer, dass ich mit der Schule in Gorna Radgona (im Schloss) einen Miniaustausch jenseits der Mur machen konnte. Wie später oftmals wollte ich schon im ersten Dienstjahr „international“ werden und einfach über die Grenze schauen. Da wirkte noch der Krieg nach und für den Herrn Bürgermeister war Jugoslawien ein rotes Tuch.

Durch einen netten Kollegen war ich rasch im Ortsleben integriert. Beim gegenüber der Schule liegenden Gasthof hatte ich kulinarische Unterstützung und Erlebnisse, es gab Marillen- oder Zwetschkenknödel oder Wild um sagenhafte 7,00 Schilling als Menü. Manchmal kochte die Wirtin nach meinen Wünschen. Im Fußballverein war ich ebenso bald Mitglied, meist als Verteidiger und oft in der Reserve, aber gerade in dieser schwachen Mannschaft fühlte ich mich als schwacher Kicker wohl. Es war in Wildon, als ich von der Mittellinie ein Tor erzielte, nachdem der Tormann der Gegner zu weit draußen stand und der Ball über ihn sprang. Glück wie hier hat mich eigentlich den gesamten Lebensweg begleitet. Doch zurück zur Schule: Berufskunde war mein „big problem“. Es gab kein Buch, keine Unterlagen, einfach nichts. Hilfe habe ich von überall angenommen. Ich

führte auch Exkursionen durch, nach Mureck, nach Groß St. Florian, nach Graz ... Irgendwie konnte ich das Jahr überstehen, natürlich wollten mich die älteren Herren der Klasse (Jungwinzer, Jungbauer, ...) über die Schaufel nehmen, manchmal gelang es auch.

Mit meinem Anfangsgehalt von 2250 Schilling netto kaufte ich mir einen Kneissl-Blackstar-Schi (210 cm), der 2200 Schilling kostete. Ich brauchte Schier für den Prüfungskurs am Arlberg bei Kruckenhauser and friends in St. Christoph. Es war ein toller Kurs, bei dem ich unheimlich viel lernen konnte und den ich zu meiner bereits im Herbst abgelegten Turnprüfung für Hauptschulen als Ergänzung benötigte.

Inspektionen wurden in dieser Zeit noch nicht angekündigt. Weil mein Vater Bezirksschulinspektor von Radkersburg war, durfte er meine Mutter (sie war knapp vor der Pension) und mich nicht inspizieren. Dazu war BSI. Hauke aus Feldbach zuständig. Selbst schuld, wenn man sich nicht ankündigt. Um uns beide zu inspizieren, musste er dreimal von Feldbach in den Bezirk Radkersburg kommen. Der „Veteran“ war nett und baute mich eher auf, als dass er mich verdammt. Ich suchte, obwohl meine Eltern in Radkersburg wohnten, um Versetzung nach Graz an. Die Richtung der Versetzung stimmte, ich kam der Kultur etwas näher.

**Mein zweites bis viertes Dienstjahr** verbrachte ich in der Hauptschule Wildon, ein Ansturm auf Graz verhinderte eine sofortige Versetzung in die Landeshauptstadt. Das war auch gut so.

Es gab Lehrermangel, unsere Lehrverpflichtung wurde weit überschritten, teils hatten wir ständig 34 Wochenstunden und mehr und dazu supplierten wir noch. Es gab hier die Schafschetzydynastie, einen pfeifenrauchenden älteren Herrn, dem man wie Winnetou nach dem Qualm des Rauches durch das Haus verfolgen konnte. Sohn und Schwiegertochter



waren auch im Lehrkörper, der Herr Direktor hatte eine Dienstwohnung im Haus, die Gattin sorgte für den Familienmittagstisch, was auch beim Stundenplanbauen – ich habe mich damals schon dafür angeboten – berücksichtigt werden sollte (musste).

Ich erinnere mich an vier bis fünf Turnklassen. Zur Eröffnung des neuen Turnsaales, zu der auch Alt-LH Krainer kam, konnte ich mit einer großartigen Turnriege aufwarten. Von solchen Leistungen kann man heute nur mehr träumen, außer man unterrichtet in einer Sonderform. So konnten z. B. etliche meiner Burschen mit Hilfe eines Reutherbrettes Salti über zwei Meter springen. Mit der bereits absolvierten Musik- und Turnprüfung hatte ich genug Arbeit erhalten, ich unterrichtete so nebenbei sieben Gegenstände, und das im zweiten Dienstjahr. Gegen den Willen des Direktors begann ich mit dem ersten Schikurs an der Schule, ca. 25 SchülerInnen haben sich aus verschiedenen Klassen dazu gemeldet. Unser Quartier war in Mauterndorf im Musischen Heim, das ich durch unsere Erziehergemeinschaft kennenlernen konnte. Als Begleiter fungierte ein Kollege, der dann doch lieber die Seilbahn vom Speiereck ins Tal vorzog und mir seine Schüler zusätzlich überließ. Übrigens war ich ein eifriger Sammler für diesen ersten Schikurs im Markt Wildon. Bei Firmen und Banken kam ich auf ca. 12000 Schilling, das waren ca. vier Lehrermonatsanfangsgehälter! Die Reise von Graz nach Mauterndorf war eine lange, bis die Dampflokomotive endlich den Bahnhof von Mauterndorf erreichte, musste man mehrmals umsteigen.

Ich erinnere mich an einen Stundenplan in dieser Zeit, wo noch Wechselunterricht (vor- und nachmittags gab es Unterricht) stattfand und es zwei Klassenzüge gab: 1. Std. vm. – 5. und 6. Std. vm. – letzte Stunde nm. – Ich nahm das mit Freuden an, da ich einen guten Job hatte, heute in dieser Form undenkbar und sicher ein Beschwerdegrund. Neben der zeitaufwändigen Schularbeit begann ich noch mit einem Cellostudium bei Prof. Ableitner an der Musikakademie (heute Musikuni) und wurde auch Mitglied des Kammerchores unter der Leitung von Prof. Hoffmann. Die Zeit zum Üben kam zu kurz, mein Cellolehrer hatte mit den Fortschritten wenig Freude.

Sportlich war ich auch gut unterwegs, war Mitglied beim Fußballverein Wildon und hatte nette Tennispartner, die mit mir auch schon Morgensport vor 6 Uhr machten. Mit den Schülern war ich mehrmals beim Bergturnfest am Demmerkogel, wo auch so mancher Kranz gewonnen wurde. Ein Wochenende mit Schülern, damals das Normalste, heute eher nicht.

So organisierte ich auch für die Schule Theaterfahrten nach Graz. Auch hier ein lustiges Erlebnis: Eher noch unwissend fuhr ich ins Grazer Schauspielhaus zu einer Aufführung von „Irma la douce“, dem bekannten Musical von Marguerite Monnot. Meine Schüler waren wirklich brav, weil es viel zum Schauen gab. Wahrscheinlich hatten sie noch nie solche Dessous und mehr gesehen. Die Begeisterung war groß, ein Erlebnis für alle. Natürlich musste ich dann mit dem Bus noch die Runde durch den Schulsprenkel machen, um die Kinder möglichst nahe zu ihren Eltern zu bringen. Fahrgemeinschaften erledigten dann den Rest. Der damalige LSI Wolf war auch in der Vorstellung, er versuchte mehrmals herauszubekommen, woher wir waren. Die Schüler waren wie erstarrt und gaben keine Antwort. So viel hatte er erfahren, dass wir aus dem Bezirk Leibnitz kamen. BSI Schäfer wurde von ihm beauftragt zu erheben welche Schule ein solche verruchtes Stück anschaute. Bald klingelte das Telefon in Wildon, ich erhielt eine Rüge – das war es dann auch schon.

In Wildon hatten wir noch Schüler aus Wolfberg im Schwarzautal. Dieser Dialekt war für mich auch öfter unverständlich, obwohl meine Mutter aus Glatzau und später St. Georgen an der Stiefing stammte. Einmal standen wir mit unserem Bus bei einem Ausflug vor einem Schranken. Dann kam ein Gefährt und plötzlich rief mein kleiner Wolfberger Liebling: „Schau, der Schienenpepperl kimmt!“ – gemeint war eine Draisine der ÖBB, die im Arbeitseinsatz war.

**Ab dem fünften Dienstjahr** bis zur Pension war ich dann in der Färbergasse 11 in Graz (damals munkelte man noch von einer Protektionsversetzung nach Graz).

Es folgten 37 Jahre am Ferdinandeum in Graz – für mich der beste Standort einer Schule – bis zur Pension, erst an der Knabenhauptschule,

dann an der Hauptschule und Musikhauptschule ab 1973/74, später an der eigenständigen Musikhauptschule, mit der ich österreichweit beginnen durfte und die auch zu einem meiner Lebensinhalte wurde.

Alte Kollegen empfingen mich als „Erfahrendste“, sie waren im Schnitt mehr als 30 Jahre älter, die wildesten Klassen wurden für einen Klassenvorstand an die Neuen abgegeben. Ich erhielt eine 2/II (2. Klasse, 2. Klassenzug). Als ich die Klasse betrat, rief ein kleines Bürschlein: „Was durt denn der junge Tutta do?“ – Ich ging zu ihm mit offenen Armen hin, ohne tötlich zu werden. Es genügte für den ersten Respekt.

Die Dezemberkonferenz des ersten Jahres am Ferdinandeum werde ich auch nicht vergessen, als der provisorische Leiter der Schule, ein Hühne von einem Mann und noch Edelkommunist – er leitete auch die Aktionen des Vereines Kinderland –, Herr Stark, mich als „Genosse“ Stern ansprach. Ich war wie erstarrt und konnte kein Wort sagen. Es weihnachtete. Langsam begann ich mich für die Musikerziehung an dieser Schule zu engagieren, einige Orff-Instrumente konnten angekauft werden. Kurse am Orff-Institut in Salzburg motivierten mich, im Sinne von Carl Orff Musik zu machen. So nebenbei hatten wir infolge des Lehrermangels viele Überstunden zu halten, ich als „Junger“ wurde fest eingeteilt. Die weiteren Jahre waren dann von der Musik geprägt, Musik als Beruf und Musik als mein Hobby.

PS: Ich war gerne Lehrer und konnte einiges in den späteren Jahren bewegen. In der heutigen Zeit würde ich es mir überlegen, den Lehrberuf zu ergreifen, und eher in Richtung Kulturmanagement umsatteln.

Dank an meine Eltern, die mich immer unterstützten und in eine gute Richtung wiesen.

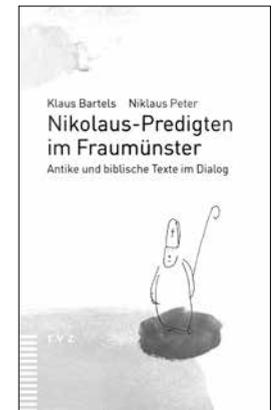
## Buchhinweise

### **Klaus Bartels, Niklaus Peter: Nikolaus-Predigten im Fraumünster. Antike und biblische Texte im Dialog Mit Zeichnungen von Sebastian Büsching**

Zürich, Theologischer Verlag 2017, 144 Seiten, € 17,90

Wolfgang J. Pietsch

In der evangelisch-reformierten Fraumünster-Kirche von Zürich gibt es seit 2009 rund um den St. Nikolaus-Tag am 6. Dezember Doppelpredigten des Altphilologen Klaus Bartels und des Pfarrers und Theologen Niklaus Peter. Sie predigen jeweils über einen oder mehrere Texte aus der klassischen Antike und über einen aus der biblischen Tradition. Das vorliegende Büchlein gibt diese Predigten wieder, die durch einen Vortrag von Klaus Bartels eingeleitet werden. Darin berichtet er vom historischen Nikolaus, befreit ihn von so manchem Klischee und stellt ihn als mutigen Mann des Glaubens dar. Zudem stellt Bartels darin einige der zahlreichen Nikolaus-Legenden vor, erzählt sie elegant und frisch nach und interpretiert sie. Etwa jene von den drei Töchtern eines verarmten Adligen, seines Nachbarn, der sich von der Not gezwungen sieht, seine drei Töchter der Prostitution preiszugeben. Als Nikolaus davon erfährt, schaudert er vor dem Frevel und wirft in der folgenden Nacht einen in ein Tuch gehüllten Goldklumpen durch das offene Fenster, wiederholt das in der folgenden Nacht und auch in der dritten. Da erkennt der Nachbar seinen Wohltäter, doch Nikolaus will keinen Dank und fordert ihm nur das Versprechen ab, seinen Namen, so lange er lebe, ja niemandem zu verraten.



Im Anschluss an die Nikolaus-Vita folgen die Doppelpredigten der Jahre 2009–2016. Hier kann ich nur auf die erste eingehen, „Wer ist mein Nächster?“ (S. 33–39). Nach der bekannten Perikope aus Lukas 10,35, der Erzählung vom barmherzigen Samariter, spürt Bartels dazu die Parallele in der stoischen Philosophie auf: Seneca, Briefe an Lucilius 95, 51 ff, dazu das bekannte Zitat aus Terenz, *Heautontimorumenos* V. 77: *Homo sum, nil a me alienum puto* [ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd], und verfolgt den Gedanken mitmenschlicher Solidarität noch weiter, von Aristoteles über Cicero bis Augustinus, um wieder zu Seneca zurückzukehren und mit dem schönen Bild aus den Briefen an Lucilius 95,53 zu schließen: „Unsere menschliche Gemeinschaft gleicht vollkommen einem steinernen Gewölbe, das augenblicklich einstürzen müsste, wenn sich die einzelnen Blöcke nicht wechselseitig davor bewahrten – und das eben darin seinen Zusammenhalt findet.“ (S. 39) Weitere Predigten heißen: „Ein Kind bringt den Frieden“, „Am Anfang war der Logos“, „Selbstsorge und Selbstfindung“, „Wünschen – schenken – danken“, „Augusteischer und christlicher Friede“ u. a. So legt man das Büchlein befriedigt zur Seite, da es auf überzeugende Weise dem Christlichen im Heidnischen nachspürt und dabei nicht vergisst, die Quellen der klassischen Antike jeweils zu zitieren. Diese Zitate sind am Ende einer jeden „Predigt“ grafisch abgesetzt und nachgetragen.

Das Nikolaus-Büchlein besticht durch sein handliches Format und durch die grafische Gestaltung des Künstlers Sebastian Büsching. Pfiffig-humorvolle Zeichnungen, die pastellfarbig unterlegt sind und gut zur ironisch-distanzierten Haltung mancher Texte passen, empfehlen das Buch auch als Geschenk.

## **Hermann Glettler, Michael Lehofer: Die fremde Gestalt. Gespräche über den unbequemen Jesus**

Styria 2018, 160 Seiten, € 22,-

Theresa Stampfer

Ein großer blauer Punkt verdeckt Gesicht, Brust und Bauch einer nazarenischen segnenden Jesusgestalt und entfremdet ein bekanntes Jesusbild. Mit den Graphiken am Umschlag und im Buch illustriert Hermann Glettler selbst sein mit Michael Lehofer gemeinsames entstandenes Buch „Die fremde Gestalt. Gespräche über den unbequemen Jesus“. Das Buch hält, was es verspricht: Es sind leicht zugängliche Gespräche zwischen zwei gut geerdeten Intellektuellen, weniger zwischen dem Bischof und dem Universitätsprofessor und ärztlichen Direktor. Dabei bleiben beide ihrer Herkunft als Theologe bzw. klinischer Psychologe treu, ohne sich in wissenschaftliche Sprachspiele oder Spezialdiskurse zu verstricken. Und wie das bei Gesprächen so ist, sind sie gespickt mit lebenspraktischen Beispielen und Anekdoten; manchmal schweifen sie auch ab, wobei einzelne Aspekte der Evangelien-Texte dann nicht mehr erwähnt werden.

Nur der Titel „Die fremde Gestalt“ erschließt sich einer/m einigermaßen bibelbewanderten Leser/in nicht: Dass die Bibel Jesus vielfältig zeichnet und neben dem „lieben Jesus“ durchaus unbequeme und manchmal befremdende Seiten aufzeigt, ist keine Neuigkeit, die ihn für Christ/innen als fremde Gestalt erscheinen lässt, sondern vertrauter Konfliktstoff.

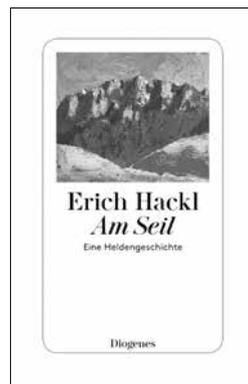
Das Buch ist ein leicht konsumierbares, nach Bibelstellen gegliedertes Lesebuch, das theologische wie psychologische Aspekte des Evangeliums herausarbeitet, wobei der Gegenwartsbezug manchmal überraschende Aspekte hervorbringt. Die einzelnen Titel bringen dabei die „spirituelle Kraft und Lebendigkeit“ in der Botschaft des unbequemen Jesus auf den Punkt, und die Aufteilung ermöglicht selektives Lesen einzelner Kapitel. Schade, dass die Bibelstellen zwar vor den Kapiteln abgedruckt sind, nicht aber in der Kapitel-Übersicht oder zum Nachschlagen.



## Erich Hackl: Am Seil. Eine Heldengeschichte

Diogenes Verlag Zürich 2018, 128 Seiten, € 20,60

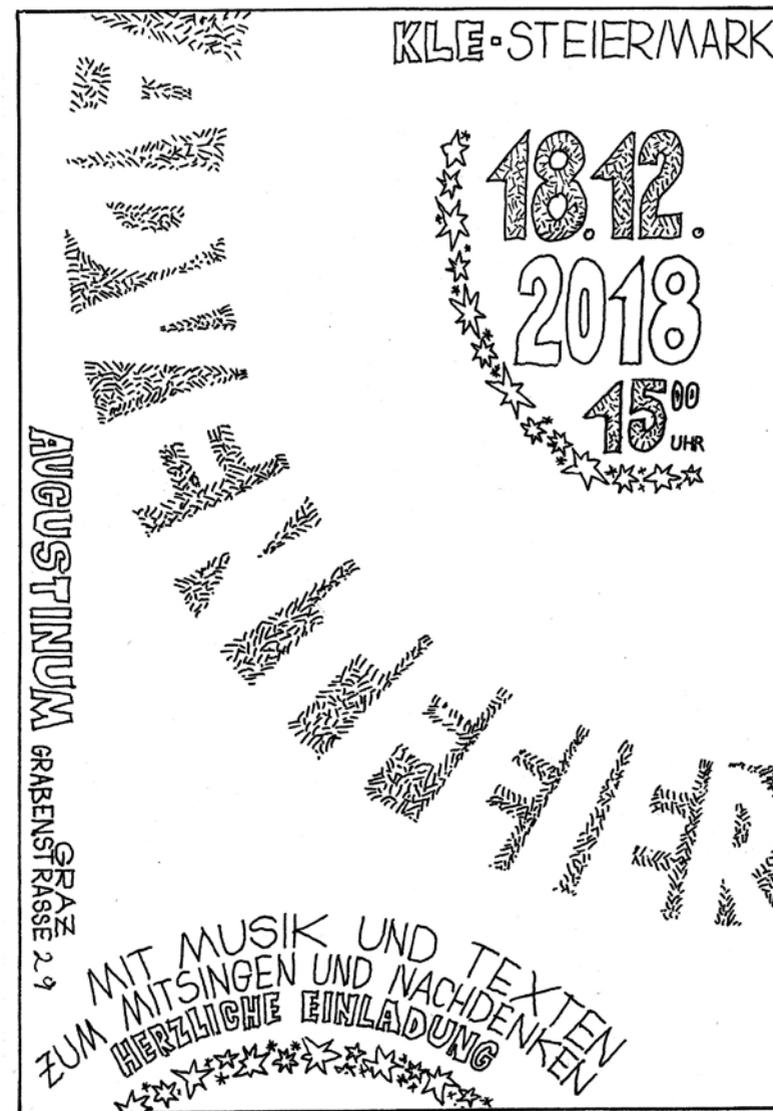
Michaela Kapfer-Buchberger



Der bekannte Autor Erich Hackl erzählt in seinem neuesten Roman eine aufrüttelnde und wahre Geschichte. Bei seiner Lesung am 19. September im Literaturhaus in Graz berichtete er, dass eine der Haupthandelnden seines Werkes, Frau Lucia Heilmann, die Bitte an ihn herangetragen hatte, dieses Buch zu schreiben. Der Held der Geschichte ist Reinhold Duschka, ein Kunsthandwerker und Bergsteiger. Ort der Handlung ist Wien vor dem Anschluss, während des NS-Regimes und einige Jahre danach. Dort hat damals Reinhold

Duschka Lucia und deren Mutter, eine Jüdin, in seiner Werkstätte Zuflucht finden lassen und sie damit vor der Deportation und dem sicheren Tod gerettet. Hackl hat gewissenhaft recherchiert und zeichnet ein feinnerviges Stimmungsbild jener Zeit. Einfühlsam und in bekannter Weise schildert Hackl, wie Duschka die beiden verfolgten Frauen in seine Werkstätte brachte, wie er sie umsichtig betreute und wie Lucia mit ihrer Sehnsucht nach Freunden, Schulkameraden und der Freiheit fertig werden musste. Erträglich wurde die mehrjährige Situation durch die Arbeit der Frauen in der Kunsthandwerkstätte. Literarische Freiheit fließt in Form von Vermutungen ein. Auch die gesellschaftliche und politische Situation der Nachkriegsjahre, in der sich die Akteure des Romans bewegten, wird anschaulich dargestellt. Eigentlich reicht das Buch bis in die Gegenwart. In einem Gespräch mit Erich Hackl sagte Lucia Heilmann: „Reinhold ist der Held meiner Geschichte. Nur seinetwegen erzähle ich sie.“ Er ist somit exemplarisch für moralisches Handeln gegen politische und soziale Ungerechtigkeit, für den Kampf gegen den NS-Terror und für den Einsatz für eine bessere Welt und die Mitmenschlichkeit. Reinhold Duschka wurde im vorgerückten Lebensalter vom israelischen Botschafter eine Medaille und eine Urkunde von Yad Vashem überreicht.

## Ankündiger



## **17. bis 22. Februar 2019: 23. Skiwoche in Osttirol**

Leisacherhof Lienz mit Gertrud Zwicker

---

**Anmeldungen** sind noch möglich bis 15. Dezember 2018 unter

Tel. Nr.: 0699 111 51489; E-Mail: gertrud.zwicker@gmail.com

## **14. bis 20. Juli 2019: Wanderwoche im Lungau**

mit Hans Schmied

---

Die Wanderwoche 2019 werden wir wieder einmal im Salzburgischen verbringen, und zwar im Lungau. Wohnen werden wir im Hotel Granitzl in Mariapfarr, sehr schön gelegen und zentral als Ausgangspunkt für unsere Wanderungen.

Der Lungau bietet so viele schöne Wandermöglichkeiten, dass wir schon am Sonntag, 14. 7. anreisen werden und am Montag voll starten können.

**Termin: Sonntag, 14. Juli bis Samstag, 20. Juli**

Ort: Hotel Granitzl, Mariapfarr

**Preis: € 63,-** HP, Doppelzimmer, inkl. Ortstaxe und Lungaucard

Das Hotel hat eine schöne Wellnessanlage und einen solarbeheizten Badesee.

Es erwarten uns schöne Täler, viele schöne Bergseen und einige Gipfel (Gurpitscheck, Schöneck, Speiereck und für die Gipfelstürmer der Greifenberg oder Waldhorn).

**Anmeldung: Hans Schmied**, Tel: 0664 3896643, E-Mail: j.schmied47@gmail.com

## **Achttägige Bildungsfahrt nach Bologna und Florenz**

Samstag, 4. Mai bis Samstag, 11. Mai 2019

mit Mag. Roswitha Von der Hellen

---

*Zuerst nach Bologna, der Stadt mit der ältesten Universität, dann nach Florenz, in die Stadt der Medici. – Eine Reise auf den Spuren des Humanismus und der Renaissance! OHNE ANSTELLEN in die Uffizien!*

**Pauschalpreis: € 959,-** pro Person im DZ (bei einer Anzahl von 25 Personen); Einbettzimmerzuschlag: € 280,- pro Person, EZ aber nur begrenzt verfügbar!

Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen

Aufzahlung bei einer Teilnehmerzahl unter 25 Personen: € 80,-

### **Inkludierte Leistungen:**

- Bequeme Busfahrt mit einem Fernreise-Luxusbus (50 Plätze) der Firma Karl Hütter
- Sieben Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Viersternehotel direkt im Zentrum
- Stadtführungen mit Audioguide/Kopfhörer
- Eintritt, Vorreservierung und Führung in den Uffizien, Medici-Kapellen, Palazzo Medici Riccardi
- Sämtliche Reiseunterlagen
- Kostenpflichtige Citymaut und Parkplatzgebühren für den Bus

### **Anmeldung bitte ab sofort**

**unter 0664 9201950 oder roswithavdh@gmx.at** mit Angabe der Mail- und Postadresse und Telefonnummer! Danach wird das Detailprogramm mit Zahlschein der Fa. Hütter zugeschickt.

Anmeldeschluss: 25. Februar 2019 (sofern bis dahin noch Zimmer frei)

## Zu guter Letzt

**Erika Iberer (8. August 1906 bis 2. November 1984)**

---

### **Lehrer sein (ca. 1965)**

*Nicht, wer die Prüfung hat, ist Lehrer.  
Nein, wer die Kraft in sich verspürt,  
der Jugend einen Weg zu bahnen,  
der aus dem Tal zur Höhe führt.*

*Und all sein Tun und all sein Lassen  
gehört dann nicht mehr ihm allein.  
Denn er muss denen, die ihm folgen,  
Erzieher, Freund und Vorbild sein.*

*Er muss das Tor zum Herzen finden  
als Mittler zwischen Traum und Welt,  
dass nicht der Jugend Vorwärtsdrängen  
hart an der Wirklichkeit zerschellt.*

*Er muss der Liebe Born erschließen,  
der in dem Kind verborgen liegt,  
damit er warm das Herz durchflute  
und nie im Leben mehr versiegt.*

*Des Lehrers Werk ist ohne Grenzen.  
Er tut es nicht um Lob und Dank.  
Sein schönster Lohn ist das Bewusstsein,  
dass ihm sein Streben nicht misslang.*

*Denn manches seiner guten Worte  
dringt tief in junge Herzen ein  
und wächst und blüht und trägt dort Früchte.  
Wie schön ist es doch, Lehrer sein!*

*Nicht, wer die Prüfung hat, ist Lehrer!  
Nur wer die Liebe in sich spürt,  
gemeinsam jenen Weg zu gehen,  
der aus dem Tal zum Lichte führt.*

Erika Iberer war Sonderschullehrerin in Köflach. Neben dem Erdenken vieler Gedichte war sie Verfasserin der Köflacher Chronik, welche im Jahr 1984 im Verlag für Sammler erschien.

Ihr Sohn war Univ.-Prof. Mag. Dr. Gunter Iberer († 7. 2. 2011), seines Zeichens Vorsitzender des Hochschulrates der PH des Bundes in Graz.

## Zu guter Letzt!

---

Karl Haas

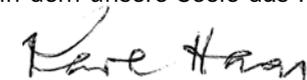
Vor einiger Zeit hat sich von mir der folgende Text finden lassen. Er hat mich tief berührt. Und das so sehr, dass ich ihn unbedingt weiterschenken möchte mit dem Ersuchen, ihn im kommenden Advent, in der Zeit der Feier der heiligen Weihnacht und hinein in das kommende Jahr 2019 nachwirken zu lassen, ohne einen Kommentar.

**„Wenn uns bewusst wird, dass die Zeit, die wir uns für einen anderen Menschen nehmen, das Kostbarste ist, was wir schenken können, haben wir den Sinn der Weihnacht verstanden.“**

Roswitha Bloch (geb. 1957, deutsche Lyrikerin und Aphoristikerin)

Im stillen Gedenken sowie in herzlicher Verbundenheit wünsche ich aus ganzem Herzen alles erdenklich Gute für die kommenden Feiern des Miteinanders, der Freude und des Lichts. Nochmals Roswitha Bloch: „Weihnachten ist jener stille Moment, in dem unsere Seele das Herz berührt.“

Ihr/Euer/Dein



**Offenlegung nach dem Mediengesetz**

Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE), 8010 Graz, Bischofplatz 4; <http://ka.graz-seckau.at/kle>; Vorsitzende: Katharina Wesener; Schriftleiter: Helmut Schlacher, [helmut.schlacher@aon.at](mailto:helmut.schlacher@aon.at) – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Katharina Wesener, Maria Gobiet, Karl Haas, Gertrud Zwicker. Fotos von der Singwoche: Olaf Hensen. Übrige Fotos: Autoren der Beiträge. Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Layout & Satz: Ini Schnider, Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz.

Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.

Konto der KLE: AT182081500000296244. Im jährlichen Mitgliedsbeitrag von € 15 ist der Bezug der „Begegnungen“ inkludiert.

Österreichische Post AG  
info.mail Entgelt bezahlt



KATHOLISCHE   
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:  
**Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark**  
**8010 Graz, Bischofplatz 4/III**

RehaDruck  
an der FH Steiermark

